

Zeitzeugenbefragung über das Dritte Reich und die Nachkriegszeit



KLASSE 10B

Werner-von-Siemens-Gymnasium Weißenburg

Juli bis Dezember 2013

Inhaltsverzeichnis

1	Vorwort	2
2	Rosa Herzner (* 28.11.1939)	3
3	Maria Meyer (* 1919)	8
4	Luise Gießbeck (* Januar 1933)	10
5	Rudolf Breternitz (* 21.01.1923)	13
6	Ilse Neubauer (* 1933)	17
7	Else Schmoll (* 23.12.1938)	19
8	Friedrich Eckerlein (* 20.05.1922)	22
9	Irmgard Körber (* 24.11.1926)	26
10	Walburga Wolf (* 23.03.1931)	30
11	Anna Öhlschläger (* 25.07.1923)	32
12	Karl Schleußinger (* 29.06.1926)	36
13	Hermine Fallenbacher (* 1933)	42
14	Waltraud & Fritz Katheder (* 1942/* 1939)	47
15	Franz Vater (* 1930)	50
16	Eduard Reutelhuber (* 4.05.1939)	52
17	Gudrun Dilling (* 18.09.1935)	55
18	Andreas Hadinger (* 18.07.1933)	58

1 Vorwort

Liebe Leserin, Lieber Leser!

Die Idee zu diesem Projekt kam von unserer Geschichtslehrerin Frau Mendl. Dabei sollten wir zu unseren Themen „Nationalsozialismus“ und „Der 2. Weltkrieg“ ältere Menschen, die in dieser Zeit lebten, befragen. Warum haben wir uns mit älteren Menschen über diese Epoche unterhalten? Wir wollten die Erlebnisse selber erfahren und für nachfolgende Generationen niederschreiben. In wenigen Jahren wird es keine Zeitzeugen mehr geben, die die grausamen Taten der Nationalsozialisten, den Krieg, den Antisemitismus, den Rassenwahn und die Nachkriegszeit erlebten. Einige von uns werden die Zeitzeugenbefragung sicherlich nicht bereut und zusätzlich zum Geschichtsunterricht viel Neues gelernt haben. Für die meisten von uns war es eine schöne Erfahrung und ein interessantes Projekt, für welches wir gerne Freizeit geopfert haben. Danken möchten wir allen, die an der Befragung teilgenommen haben.

Wir hoffen, dass wir mit diesem Buch die Gräueltaten der Nationalsozialisten bei den Menschen in Erinnerung halten.

Die Klasse 10b des Werner von Siemens-Gymnasiums Weißenburg

im Juli 2013

2 Rosa Herzner (* 28.11.1939)



- Geb. am 28.11.1939 in St. Egid
- Besuch der Schule in Reuth am Wald
- 2 Geschwister: ein Bruder, eine verstorbene Schwester, eine Halbschwester
- Vater umgekommen im Krieg, Mutter 1946 erneut geheiratet, Großeltern waren wohnhaft im Familienhaus bei Familie Margraf (jetzt: Herzner)

Wo sind Sie geboren?

Ich bin in St. Egid geboren, einem kleinen Weiler von vier Häusern, geprägt von Landwirtschaft.

Wie haben Sie die Nachkriegszeit erlebt?

Also uns ist es gut gegangen und wir haben Essen gehabt, wir hatten Milch, Brot und Eier, alles, was man so zum Leben braucht. Und mein Vater war im Krieg, er ist da dann im Krieg gefallen. Und meine Mutter hat dann alleine mit drei Kindern das Anwesen gehabt. Dann hatten wir einen polnischen und einen russischen Kriegsgefangenen und die haben dann in der Landwirtschaft mithelfen müssen.

Wie weit war der Schulweg?

Wir mussten jeden Tag ungefähr zwei Kilometer in die Schule laufen. Da ist halt im Winter kein Schneepflug gefahren, also da musste man warten bis das Scharwerk ausgeholfen hat. Und Strom hatten wir damals noch nicht und keine Wasserleitung. Als ich sechs Jahre alt war, haben wir dann eine Wasserleitung bekommen.

Wie war der Schulalltag?

In der Schule waren acht Klassen und ein Lehrer in einem Schulraum.

Wie viele Kinder waren ungefähr dabei?

Wie viele Kinder werden das gewesen sein? Schlecht zu sagen, vielleicht

achtzig.

Gibt es noch irgendwelche besonderen Erlebnisse, an die Sie sich erinnern?

Wie die Landser (Soldaten) durch die Städte gezogen sind, da hat man die Wohnstuben ausgeräumt und Stroh reingelegt. Die haben sich da reingelegt, um zu schlafen. Wie Nürnberg und Treuchtlingen bombardiert worden sind, hat man ein Leuchten wie Christbäume am Himmel gesehen. Und ich habe auch mitbekommen, wie die Tiefflieger geflogen sind.

Haben Sie auch auf dem Feld oder im Haushalt mitgeholfen?

Ja, auf dem Feld nach der Schule beim Dreschen. Wir mussten Schule schwänzen, damit sie die Leute zusammengebracht haben, da hat alles mithelfen müssen, auch die Opas. Und nach der Ernte haben wir die Ähren und Kartoffeln auf dem Feld gesammelt, wenn das Getreide weg war. Wir haben Futter getrocknet, da habe ich oft dran denken müssen, wie wir im Sommer, wenn es heiß war, in den Futterspeicher gegangen sind, da hat man überall helfen müssen. Und Tannenzapfen sammeln, zum Schüren und an den Wegrändern mit der Sense das Gras entfernen. Die Leute haben damals auch ihr Brot selbst gebacken. Wir haben uns wirklich selbst versorgt.

Wie standen Ihre Eltern zum Nationalsozialismus?

Die haben ja nichts gewusst! Das verstehe ich ja erst jetzt. Es gab keinen Fernseher, da hat es bloß so kleine Volksempfänger gegeben. Wir waren ja Kinder, meine Mutter hat nicht gewusst, wie die mit den Juden und den anderen umgehen. Das sind Tatsachen, die wir nicht gewusst haben.

Wie viele Geschwister hatten Sie?

Wir waren drei Kinder und dann hat meine Mutter wieder geheiratet. 1942 ist mein Vater gefallen und 1946 hat sie wieder geheiratet.

Haben Sie als Kind schon über die Situation nachgedacht?

Wie alt war ich da, wir waren Kinder. Da kommt man ja jetzt erst drauf.

Welche Kriegsfolgen gab es für Ihre Familie?

Ja, dass der Vater im Krieg geblieben ist, das sind schon schwere Folgen gewesen. Die ganzen Familien waren kaputt. (...)

Wie groß war Ihr Haus?

Ein massives Bauernhaus, mit einem Flur und auf der einen Seite der Stall, auf der anderen die Zimmer.

Hatte jeder sein eigenes Zimmer?

Ja, jedes Kind hatte sein eigenes Zimmer, bloß keine Flüchtlinge haben wir untergebracht, weil meine Opas noch gelebt haben. Und als Kleidung hatten wir Röcke und darunter dicke Trainingshosen und dann eine Schürze darüber und selbst gestrickte Strümpfe.

Wie sind Ihre Gefühle gegenüber dieser Zeit heute?

Es war trotzdem eine zufriedene Zeit damals, weil die Leute noch mehr miteinander geredet haben.

Wie viel Kleidung hatten Sie damals zuhause?

Wenig, eins oder zwei vielleicht. Und zum Geburtstag gab es gar nichts.

Wie war die Situation für die Kinder?

Wie viele Frauen damals gestorben sind! Das war kein Wunder. Die Männer haben ihre Frauen regelrecht „kaputt gemacht“. Jedes Jahr ein Kind, es gab keine Verhütung, das war wirklich allerhand! Und viele Kinder sind gestorben, es gab viele Totgeburten, im Gegensatz zu heute, wo es ja fast keine Kindergräber mehr gibt.

Woran sind die meisten Kinder gestorben?

An verschiedenen Krankheiten, es gab keine Medikamente und der

nächste Arzt war ungefähr sechs Kilometer entfernt und war für so viele Leute zuständig, dass man oft nicht zum Arzt gegangen ist. Nur im Notfall.

Was hat es damals zu Essen gegeben?

Im Sommer war es schwierig, weil es keine Kühltruhe gegeben hat. Es gab in jedem Ort nur eine Gemeinschaftskühltruhe, in der jeder ein Fach hatte. Da hat man dann das gesalzene Fleisch gelagert.

Wie oft in der Woche gab es Fleisch?

Ja gar nicht! Höchstens einmal in der Woche. Dafür hat es viele Mehlspeisen gegeben. Wenn das geräucherte und gesalzene Fleisch ausgegangen ist, hat man die alten Hennen gegessen. Die konnte mein Großvater nicht beißen, weil er eben keine Zähne mehr hatte.

Womit haben Sie das Haus warm gehalten?

Mit Holz haben wir geschürt. Und gebügelt haben wir noch mit einem Kohlebügeleisen. Man hat ja noch keinen Strom gehabt, da hat man dann die Holzkohlen vom Ofen raus und so hat man dann gebügelt.

Mussten Sie jeden Sonntag in die Kirche?

Ja, selbstverständlich. Da wenn man einmal nicht... Das hat es ja nicht gegeben. (...) Da haben es dir die Leute dann eingeredet, dass du sonntags in die Kirche musst. Ein Stück weg von hier war noch ein richtiger Feldweg, über den du dann in die Kirche musstest.

Und mussten Sie dann nur einmal die Woche in die Kirche oder öfters?

Sonntags, und wenn wir in die Schule mussten, dienstags und donnerstags vor der Schule.

Wie haben Sie Ihre Hochzeit gefeiert?

Hochzeit. Da in Raitenbuch, richtig mit Blasmusik halt und so wie es sich gehört.

Und wer hat das Essen gemacht?

Die Wirtschaft. 1963 hab ich geheiratet, da war ja schon alles zivilisiert. Aber vorher, so nach dem Krieg, da hat es schon so ausgesehen. . . Da hab ich in der Zeitung gelesen von einem, den ich kannte, der war seit 65 Jahren verheiratet. Wie lang die da aufs Hochzeitssessen gespart haben!

Oder wie war es, wenn jemand gestorben ist?

Wenn jemand gestorben ist, da war ja kein Leichenhaus da. Wie mein Großvater gestorben ist, da war auch Sommer, da war es warm, drei Tage waren die im Sarg, bis man sie dann beerdigt hat. So lang waren die dann im Haus, drei Tage. Und dann hat man abends immer wachen müssen.

Hat man das auch gerochen?

Ja, das stinkt freilich. Und da hat man dann Ketten um den Sarg herum gebunden. Und auch die Kinder haben dann Totenwache halten müssen. Da hat man den Rosenkranz gebetet. Und die Kinder wurden alle daheim geboren, da ist dann die Hebamme gekommen und dann hat man 6 Wochen liegen bleiben müssen.

Und mussten Sie regelmäßig beichten?

Ja, alle 4 Wochen. Und wie wir Kinder waren ging das immer nach dem Datum, an dem man geboren ist und ich bin ja am 28.11 geboren und ich war immer die letzte.

Hat man da an der Kommunion diese Gebets/- Gesangsbücher bekommen?

Nur die normalen Gesangsbücher halt, keine Extras.

Interview von Melissa Beß und Sonja Wenzel

3 Maria Meyer (* 1919)



Es handelt sich um meine Urgroßmutter, die mit ca. 20 Jahren in einem kleinen mittelfränkischen Dorf in der Nähe von Weißenburg gelebt hat. Sie wohnte damals noch bei ihrer Mutter im Haus und hatte ein kleines Kind. Ihr Mann und ihr Vater waren beide im Krieg.

(Bild: Meine Urgroßmutter in der Uniform des Bundes der Deutschen Mädel)

Wie war der Alltag während der Kriegszeit?

Ich musste jeden Tag mit meiner Mutter und meinen Geschwistern das Feld bestellen; es war immer sehr harte Arbeit. Hinzu kommt noch, dass ich jeden Tag die Hühner, Schweine und Kühe füttern musste und ein kleines Baby versorgen musste. Hobbys hatten wir eigentlich nicht, da wir den ganzen Tag arbeiten mussten, höchstens ein bisschen Stricken am Abend. Während der Kriegszeit war oft Fliegeralarm und wir mussten zum Beispiel mitten in der Nacht aufstehen und uns im Keller verstecken. Dadurch waren viele Personen am nächsten Tag unkonzentriert und nicht ausgeschlafen.

Wie war es beim Bund der Deutschen Mädel?

Schön, da es der einzige Tag in der Woche war, an dem wir nicht arbeiten mussten und uns mit Freunden getroffen haben. Wir sind dann ins Nachbardorf gelaufen, in dem der nächste Treffpunkt war. Wir hatten dort sehr viel Spaß, haben Lieder über Deutschland gesungen und uns unterhalten. Über Hitler und später über den Krieg haben wir uns überhaupt nicht unterhalten, von ihm wurde nichts erzählt. Es wurde einfach als ein Treffen und Zusammensein mit Freunden empfunden.

Wie wurden Ihre Verwandten in den Krieg eingezogen?

Eines Tages vor Kriegsbeginn ist der Gemeindediener mit einer Glocke durch das Dorf gelaufen, um bestimmten Jahrgängen zu sagen, dass sie sich innerhalb der nächsten 3 Stunden auf der Wülzburg einfinden müssen. Wir waren völlig geschockt und mussten uns schnell voneinander verabschieden. Es war eigentlich fast unmöglich innerhalb der nächsten Stunden auf die Wülzburg zu kommen. Der Hintergrund, dass sie in den Krieg müssen, war noch nicht bekannt.

Wie wurde das Ende des Krieges empfunden?

Dass der Krieg nun zu Ende sei, hat sich eigentlich schnell herum gesprochen und als es endlich vorbei war, hatten alle neue Hoffnungen auf einen Neuanfang und was jetzt mit Deutschland passieren würde.

Wie waren die Amerikaner für sie?

Die Amerikaner waren wie Vorbilder und waren zur Bevölkerung sehr nett. Wir konnten uns zwar nicht verständigen, aber sie haben uns auch viel geschenkt, alle haben sich gefreut, wie sie ins Dorf gekommen sind. Sie haben uns Essen und etwas zu trinken geschenkt, den Kindern auch Kaugummi.

Wie war die Nachkriegszeit?

Als der Krieg vorbei war, waren wir erst mal alle sehr glücklich, doch die Zeit danach war sehr hart. Alle hatten viel zu wenig zu essen, so dass Essens- und Kleidermarken eingeführt wurden. Man musste sich die Marken beim Bürgermeister abholen und dann bekam man gegen die Marken eben Nahrung oder Kleidung. Leider war für jede Familie eine bestimmte Anzahl an Marken vorgesehen, wie groß die jeweilige Familie eben war und es war immer viel zu wenig.

Interview von Tim Rührer und Michael Metzger

4 Luise Gießbeck (* Januar 1933)



- Geb. im Januar 1933 in Karlsruhe
- Umzug nach Ludwigshafen
- 1939-1945 Vater Soldat bei der Wehrmacht
- 1941 Kinderlandverschickung in das Saarland
- 1942 Tod der Mutter nach längerer Krankheit
- 1946 Umzug nach Wüstenrot in Württemberg

Wie haben Sie den 2. Weltkrieg erlebt?

Bei Kriegsbeginn machten wir einen Besuch in Karlsruhe, wo viele Soldaten in Kasernen stationiert waren. Dort sahen wir, wie Soldaten für den Frankreichfeldzug bereitgestellt wurden. Im Dezember 1940 fielen die ersten Bomben auf Ludwigshafen. Die Luftangriffe waren am Anfang immer nachts. Seit Kriegsbeginn wurden regelmäßige Luftschutzübungen durchgeführt, diese beinhalteten den Gebrauch der Gasmaske und Aufsuchen der Luftschutzkeller. Da meine Mutter schwer krank und mein Vater im Krieg war, lebte ich durch die Kinderlandverschickung seit 1941 im Saarland und meine Geschwister auf viele Pflegefamilien verteilt. Nach dem Tod meiner Mutter 1942 heiratete mein Vater 1943 erneut. Als mein Vater und ich 1943 wieder Ludwigshafen besuchten, mussten wir feststellen, dass das frühere Haus vollständig zerbombt war. In der Zeit im Saarland musste ich nicht hungern oder Not leiden. Ende 1944 mussten wir vor der heranrückenden amerikanischen Front evakuiert werden. Mit Handwagen und einem Fahrrad konnten wir in aller Schnelle nur das Nötigste mitnehmen. Der Aufnahmeort war 50 km östlich entfernt. Als schließlich die Amerikaner auch diesen Ort besetzten, hissten wir „weiße Fahnen“ und die restlichen deutschen Soldaten kapitulierten. Danach konnten wir wieder in

unseren alten Ort zurückkehren und bemerkten, dass der größte Teil der eingelagerten Kartoffeln erfroren waren. In dieser Zeit war die Lebensmittelversorgung schwierig.

Haben Sie etwas von der Judenverfolgung mitbekommen?

Am Morgen nach der Reichspogromnacht 1938 sah ich eine Synagoge brennen, als ich auf dem Weg zu einem Schuster war. Meine Mutter erzählte mir, dass jüdische Arbeitskollegen plötzlich aus der Firma, wo sie arbeitete, verschwunden waren. Außerdem wusste ich, dass es neben Gefängnissen auch sog. Konzentrationslager gab, jedoch habe ich nur von Dachau gehört und wusste nicht was dort praktiziert wurde.

Haben Verwandte im Krieg gekämpft?

Mein Vater musste am Polenfeldzug teilnehmen; danach war er Ausbilder in der Nähe von Prag. Ab und zu hatte er Heimaturlaub und besuchte uns. Am Ende des Krieges war er 3 Monate in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Ebenso hat mein Cousin gekämpft und ist dabei ums Leben gekommen.

Hatten sie Verwandte, die überzeugte Nationalsozialisten waren?

Mein Onkel war NSDAP-Mitglied und ein fanatischer Nazi. Dies wurde besonders deutlich, als er nach der Beerdigung meiner Mutter eine SA-Uniform, die er fertigen ließ, trug. Selbst der Tod seines Sohnes an der Front bewirkte kein Umdenken. Nach dem Krieg wurde er für längere Zeit von den Alliierten eingesperrt.

Wie waren der Schulunterricht und der gesellschaftliche Einfluss im Dritten Reich?

Jeden Morgen mussten wir in der Schule antreten und „Heil Hitler“ rufen. Besonders im Geschichtsunterricht wurde fast nur über die „Heldentaten“ des Dritten Reiches und über die für Deutschland günstigen Kriegsereignisse gesprochen. Der Sportunterricht war keine vormilitärische Erziehung, er fand meisten draußen statt und spielte eine absolute Nebenrolle. Ich war zudem freiwillig Mitglied bei den Jungmädeln. Dort

wurde gespielt, gesungen und wir wurden in der NS-Ideologie unterwiesen. Unter anderem wurde uns erzählt, dass wir mit der Wunderwaffe den Krieg gewinnen würden. Ich kannte alle hochrangigen Nazis und unsere Gruppenführerinnen waren nur ein Jahr älter als ich.

Wie erlebten Sie die Nachkriegszeit?

Nachdem das Saarland in der französischen und Württemberg in der amerikanischen Zone war, konnte ich vorerst nicht meinen Vater, der in Württemberg aus der Kriegsgefangenschaft entlassen wurde, treffen. Die französischen Soldaten gingen sehr rabiāt gegen die Einheimischen vor. Sie zerstörten mutwillig Sachen und benahmen sich wie Sieger. Erst durch Bekannte bekam ich einen Pass, mit dem ich in die amerikanische Zone konnte. In Württemberg traf ich meinen Vater, meine zweite Mutter und meine Geschwister wieder. Wir zogen um nach Wüstenrot und blieben dort für längere Zeit.

Wie würden Sie die NS-Zeit beurteilen?

Ich habe in dieser Zeit feststellen müssen, dass Menschen leicht beeinflussbar sind. Die Nationalsozialisten konnten mit ihrer professionellen Propaganda viele Leute für sich gewinnen. Hitler weckte bei den Menschen Hoffnung nach dem Scheitern der Weimarer Republik. Am Anfang konnte er die Arbeitslosigkeit erfolgreich bekämpfen und viele Menschen bewunderten ihn. Doch zum Schluss hat er Deutschland in großes Elend versetzt. Bis zum Ende kam Propaganda im Radio und in der Öffentlichkeit.

Interview von Tim Grummich

5 Rudolf Breternitz (* 21.01.1923)



- Geb. 21.01.1923 in Ohrdruf (Thüringen)
- Schule bis 1941
- 1941 Beginn des Kriegsdienstes
- Stationierung auf der englischen Kanalinsel Jersey bis 1945
- Kriegsgefangenschaft bei den Engländern (1945-1948)
- 1948 Rückkehr nach Ohrdruf

Wie hast Du den Anfang der NS-Zeit erlebt?

Die Menschen hatten große Angst, dass die Kommunisten an die Macht kommen. Als Hitler Kanzler wurde, war man erleichtert und zufrieden mit ihm. In der Schule war der Nationalsozialismus nicht das bestimmende Unterrichtsthema. Jedoch musste jeder Schüler den Hitlergruß zeigen, wenn ein Lehrer einem begegnete. Wenn der Lehrer am Anfang einer Unterrichtsstunde das Klassenzimmer betrat, schrie der Klassen Sprecher „Achtung!“ und musste den Namen der Klasse, die Anzahl der Schüler und der Kranken nennen. In der Oberrealschule in Gotha hatten wir einen Direktor, der Nationalsozialist und Alkoholiker war. Manchmal passierte es, dass der Unterricht ausfiel oder ein Praktikant für den noch nicht nüchternen Direktor unterrichten musste. Verglichen zu Gotha war Ohrdruf nicht besonders nationalsozialistisch gesinnt. Am Samstag hatten wir keinen Unterricht, stattdessen fanden Geländespiele und vormilitärische Übungen statt. Alle Vereine wurden aufgelöst und es gab nur noch nationalsozialistische Vereine. Mit 10 Jahren kam ich in die Staatsjugend. Dort wurden sportliche Übungen und Zeltlager veranstaltet. Es gab außerdem eine Hierarchie gemäß dem

Führerprinzip unter den Jugendlichen wie zum Beispiel Fähnleinführer und Stammführer.

Wie war deine persönliche Einstellung zum Nationalsozialismus?

Ich stamme aus einem christlichen Elternhaus und meine Eltern lehnten die Nazis ab. Ich, als entschiedener Christ, war natürlich auch derselben Meinung. Unter Christen befürchtete man, dass, wenn Hitler den Krieg gewinnen würde, nicht nur die Juden sondern auch die Christen verfolgt und getötet werden.

Wann wurdest du in den Kriegsdienst eingezogen und wie hast du den Krieg erlebt?

Nach meinem Schulabschluss musste ich sofort in den Krieg. Ich wurde nach Göttingen zur Kavallerie eingezogen und absolvierte dort die Grundausbildung. Besonders war, dass wir statt Pferden, wie es bei der Kavallerie üblich ist, Fahrräder benutzten. Danach wurde ich auf der Insel Jersey im Ärmelkanal stationiert. Auf der Insel wurden Übungen und Parademärsche durchgeführt. Das Leben war gesellig und man duzte sich. Erst als die Insel vom Festland abgeschnitten war, wurde die Versorgung immer schlechter. Wir bekamen eine Scheibe Brot für den Tag und 2 bis 3 Zigaretten. Manche Raucher tauschten ihre Scheibe Brot für Zigaretten, sodass die Männer beim Essen der Scheibe beaufsichtigt werden mussten. Die Nachrichten, die vom Festland kamen, waren nur positive Ereignisse des Krieges. So wussten wir nur wenig über den Vormarsch der Alliierten. Bis zum Endes des Krieges waren wir auf der Insel. Nie mussten wir in ein Gefecht oder wurden aus der Luft angegriffen.

Wann kamst du in Kriegsgefangenschaft und bei welcher Besatzungsmacht warst du?

Nachdem der Krieg vorbei war, kamen die Engländer mit Schiffen und transportierten uns nach Southampton in England. Dort wurden die Gefangenen getrennt und in verschiedene Gegenden gebracht. Ich kam nach London und musste dort Straßen und Häuser für den Wiederaufbau bauen. Interessant war, dass nur die Fundamente eines Hauses

von Deutschen gemacht werden durften. Alles, was über der Erde war, durfte nicht von Deutschen gebaut werden. In der Kriegsgefangenschaft wurden wir gut von den Engländern behandelt. Ich war beeindruckt von der Disziplin und dem Benehmen der Engländer. Wir hatten außerdem auch Kontakt zur englischen Bevölkerung, die uns Deutsche für streng militärisch erzogen hielt. Nach drei Jahren wurde ich entlassen und kehrte zurück nach Ohrdruf.

Was hast du nach deiner Freilassung gemacht?

Um nach Ohrdruf zu gelangen, musste ich in die sowjetische Besatzungszone. Dort musste sich jeder einer Entlausung unterziehen, obwohl ich aus der westlichen Zone kam. In Ohrdruf besuchten uns in der Nacht manchmal sowjetische Soldaten, die Menschen zum Verhör mitnahmen. In Ohrdruf arbeitete ich kurz bei einer Gärtnerei. Danach schlug mir ein Freund vor nach Westberlin zu gehen und dort Pädagogik zu studieren. Nach 3,5 Jahren Studium las ich, dass Hamburg dringend Lehrkräfte suchte. Mit dem Flieger musste ich in den Westen, weil dazwischen die DDR war. In Hamburg ließ ich mich nieder und wurde Lehrer.

Wie hast du Antisemitismus und Rassenwahn mitbekommen?

In Ohrdruf gab es nur zwei Juden. Der eine war Schuh- und der andere Viehhändler. Beide waren freundlich und sehr hilfsbereit. Der Schuhmacher ließ sich in Englisch unterrichten, sodass er mit seiner Familie nach Südafrika auswandern konnte. Der Viehhändler hatte ein Gut von der Stadt gemietet, welches von der Stadt wieder beschlagnahmt wurde. Trotzdem glaube ich, dass er den Krieg überlebt hat. In Gotha wurde am 9. November 1938 in der Pogromnacht die Synagoge abgebrannt. Eine Bekannte erzählte mir, dass in ihrem Dorf mit 600 Einwohnern 300 Juden lebten und die dortige Synagoge ebenfalls abgebrannt wurde.

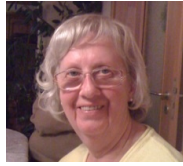
Wie würdest du über die NS-Zeit urteilen?

Ich denke, dass viele Menschen sich nicht für die Politik interessiert haben und dadurch Hitler an die Macht kam. In Ohrdruf war die Bevölkerung unwissend durch die absolute Kontrolle der Medien durch

Hitlers Propaganda. Der Krieg kam über uns und man hat ihn über sich ergehen lassen.

Interview von Tim Grummich

6 Ilse Neubauer (* 1933)



- Geb. 1933 in Nürnberg
- Beruf: Fachmännische Angestellte
- Verhältnisse: Arbeiterfamilie

Wie erlebten Sie den Krieg?

Es war nicht schön. Es gab viele Tote, auch Kinder, und viele Leute sind verschüttet worden. Einmal war ich bei meiner Tante in Burgthann. Dort war eine Holzbrücke über einem kleinen Fluss. Wir versteckten uns unter der Brücke, als uns ein Bombenangriff traf. Auf der anderen Seite der Brücke sind die anderen Menschen gestorben. Also hatten wir sehr viel Glück.

Was und wie viel haben Sie von den Machenschaften Hitlers mitbekommen?

Da ich ein Kind war, habe ich nicht viel mitbekommen, sondern nur das, was uns in der Schule erzählt wurde.

Waren Sie Mitglied im Bund deutscher Mädel (BDM)?

Ja, wie fast jedes Mädchen.

Was machten Sie beim BDM?

Beim BDM wurden wir gedrillt. Wir hielten uns oft in einem Heim am Plärrer auf. Täglich mussten wir den Hitlergruß machen. Als ich einmal nicht den Hitlergruß machte, wurde ich sofort geschlagen.

Wie sah damals der Alltag in der Familie aus?

Der Alltag war schlecht. Mein Vater war im Krieg. Wir mussten hungern, damals gab es Lebensmittelmarken, mit denen man sich Kanonenessen (dasselbe Essen wie die Soldaten hatten) geholt hat. Außerdem mussten wir mit Klamotten schlafen, falls uns ein Bombenangriff tref-

fen würde.

Wie war der Alltag in der Schule?

Die Bombenangriffe zerstörten die Schulhäuser, daher hatten wir zur Kriegszeit nur wenig Unterricht. Wenn wir einmal Unterricht hatten, ging nach zwei bis drei Stunden die Sirene an.

Verloren Sie Angehörige durch den Krieg?

Nein zum Glück nicht, aber einige Verwandte wurden bei Bombenangriffen für ein bis zwei Tage verschüttet.

Wie haben Sie die Nachkriegszeit erlebt?

Nach dem Krieg ging es aufwärts. Man konnte fast meinen, dass über Nacht alles wieder da war.

Wissen Sie noch, was sie bei der Bekanntgabe des Kriegendes gemacht haben?

Anfangs zitterten wir vor Angst vor den Schwarzen. Da wir zuvor noch nie einen Schwarzen gesehen hatten, dachten wir, dass diese uns auffressen würden.

Interview von Tobias Rauth, Maciej Franczak und Sandro Dietrich

7 Else Schmoll (* 23.12.1938)



- Geb. 23.12.1938 in Göhren
- heutiger Wohnort: Göhren

Wie war Ihre Einstellung/ die Einstellung ihrer Familie gegenüber Hitler?

Meine Eltern waren nicht von Hitlers Ideologie überzeugt. Wir haben gewusst, dass er Leid über die Menschen bringt. In unserer Wohnung hing auch nie ein Hakenkreuz oder ein Bild von Hitler.

War das denn die allgemein verbreitete Meinung?

Soviel ich damals mitbekommen habe, war die Mehrheit der Menschen insgeheim dieser Meinung.

Wurde Hitler in der Schule thematisiert?

Nein, überhaupt nicht. Darüber wurde nicht geredet.

Was und wie viel wussten die einfachen Leute über Hitlers Pläne und die Judenverfolgung?

Bei uns im Dorf wussten die meisten über Hitler und die Judenverfolgung Bescheid. Natürlich wurde nicht öffentlich darüber geredet, aber man hat es sich unter der Hand erzählt. Es war für uns auch überhaupt nicht verständlich, warum gegen die Juden gehetzt wurde. Uns gegenüber haben sich die Juden immer hilfreich verhalten. Die ärmeren Leute zum Beispiel haben sich nur ein eigenes Haus leisten können, weil die Juden für sie gebürgt haben, also ihnen Geld geliehen haben.

Waren amerikanische Soldaten hier im Dorf und wenn ja, welche Ein-

stellung hatten Sie ihnen gegenüber?

Ja, bei Kriegsende sind die Amerikaner bei uns einmarschiert. Sie haben die Schlafzimmer in unserem Haus als Unterkunft benutzt und wir mussten vorerst im Keller schlafen. Nachdem das Schlimmste vorüber war, haben wir dann einige Zeit zusammen mit diesen Soldaten gelebt. Eigentlich waren sie gute Menschen und haben uns auch nie schlecht behandelt, aber ein Erlebnis wird mir wohl immer negativ in Erinnerung bleiben: Abends sind wir mit den Soldaten zusammen am Tisch gesessen. Als unser Onkel Hans zur Tür hereingekommen ist, ist einer der Soldaten aufgesprungen und hat ihn mit dem Gewehr bedroht. Der Soldat fragte ihn, wo er herkomme. Dieser hat dann geistesgegenwärtig geantwortet: „Von der Arbeit“. Hätte er die Wahrheit gesagt, nämlich dass er vom Volkssturm kommt, hätte der Amerikaner ihn vor unseren Augen erschossen. Da waren die Amerikaner dann auch brutal, aber im Großen und Ganzen waren sie immer gut zu uns.

Wurden die Amerikaner als Befreier oder als Feind angesehen?

Auf jeden Fall als Befreier. Sogar wir als Kinder haben gespürt, dass das gute Menschen sind und dass sie uns von dem ganzen Übel befreien.

Glauben Sie, dass durch die erschwerten Bedingungen die Menschen mehr zusammengehalten haben, als es heute der Fall ist?

Ja, der Zusammenhalt war auf alle Fälle da, aber man hat auch nur etwas bekommen, wenn man selbst gearbeitet hat. Was einige Leute heutzutage machen, also nichts tun und auf Kosten des Staats leben, so etwas gab es damals einfach nicht; jeder musste hart arbeiten.

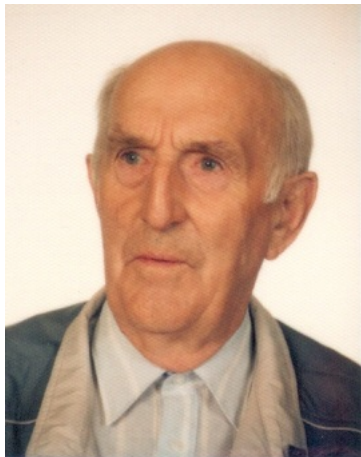
Hatten Sie und ihre Familie mit Armut oder Hunger zu kämpfen?

Nein, glücklicherweise mussten wir nie hungern. Wir hatten fast immer genug zu essen, wir hatten unser eigenes Haus und vor allem gab es sehr viele wirklich gute und hilfsbereite Menschen, die uns das Leben in vielen Bereichen sehr erleichtert haben. Gerade wenn man sich die Schicksale anderer Menschen dieser Zeit ansieht, kann man sagen, dass

wir ein vergleichsweise schönes Leben geführt haben.

Interview von Moritz Schmoll und Jonas Dupois

8 Friedrich Eckerlein (* 20.05.1922)



- Geb. 20.05.1922 in Burgsalach
- Besuch der Volksschule Burgsalach
- 1942: Einzug zur 6. Armee
- Offiziersdiener in Stalingrad
- Frühling-Herbst 1943 in Holland
- Anfang 1944: Zurück nach Russland
- August 1944-20.12.1950 in Kriegsgefangenschaft in Sibirien

Wie lief Ihre Kindheit und Jugendzeit ab?

Ich wuchs in dem kleinen fränkischen Dorf Burgsalach auf, wo ich auch die Volksschule besuchte und diese mit guten Noten abschloss. Eigentlich sollte ich die Landwirtschaft meiner Eltern fortsetzen, jedoch wollte ich meine Schullaufbahn auf dem Gymnasium weiterführen. Da es aber am Geld fehlte, meldete ich mich schließlich freiwillig im Jahre 1938 zum Infanterieregiment „Großdeutschland“ zur Musterung. Die Aufnahmekriterien der Mindestkörpergröße von 1,75m konnte ich wegen einer Rückgratverkrümmung nicht erfüllen, also half mir mein ehemaliger Lehrer, durch den ich letztendlich zu Artillerieabteilung 7 in Ansbach gelangte.

Mussten Sie nach kurzer Zeit in den Krieg einziehen?

Nach einem kurzen Aufenthalt im Pferdelaazarett 572 Erlangen wurde ich in München im Juni 1938 zum Kraftfahrer ausgebildet. Wenig später forderte die Stadt Landshut Leute an, um Stallarbeit zu verrichten. Im Jahre 1942 wurde auch ich zur Neuaufrüstung der 6. Armee in Österreich eingezogen, da ich Kriegsverwendbarer (KV) war. Unser erster Einsatz war in Russland als Putzer, zu dem ich gelangte, da mein Vorgänger Zigarette geraucht hatte, obwohl es verboten war. Der Bom-

benabwurf eines russischen Aufklärerflugzeugs mit Wärmesucher raubte ihm den Arm und er war arbeitsunfähig. Damals musste ich meinem Offizier Kaffee bereiten oder das Bett machen. Nach der Schlacht von Stalingrad (1942/1943) wurde ich ins Heimatlazarett in Weißenburg (Hotel Rose) verlegt und war zum letzten Mal nach Hause zurückgekehrt, bevor ich im Frühjahr 1943 mit der neu aufgestellten 6. Armee von Freising aus nach Holland zog.

Welche Erlebnisse haben Sie von Ihrem Holland-Einsatz?

Wir waren nur für ein halbes Jahr in Holland, denn schon bald zogen wir über den Südabschnitt zurück nach Russland. Jedoch leitete die sowjetische Armee am 20. August 1944 die sogenannte Jassy-Kischinew-Operation ein. Nach und nach besetzten die Russen unsere Fluchtmöglichkeiten, unter anderem auch eine Brücke mit 125 Scharfschützen. Sobald jemand den Kopf aus seinem Versteck hob, war er von einem Scharfschützen erschossen. Zwar wurden die russischen Soldaten auf der Brücke mit Granatwerfern beseitigt, jedoch mussten wir uns aufteilen. Aber schon bald wurden die Überlebenden von den Russen verhaftet und mussten in Kriegsgefangenschaft.

Welche Lebensbedingungen waren in den Kriegsgefangenenlagern vorzufinden?

Die Lager waren mit 300.000 Personen grenzenlos überfüllt und die hygienischen Umstände dementsprechend katastrophal. Als Toilette dienten ein großes Fass und ein Loch. Falls dieses voll war, mussten 9 weitere Gefangene und ich das Loch mit einem Gefäß und einem Zugschlitten vor das Tor des Lagers entleeren. Wir waren die einzigen Häftlinge, die noch etwas von der Außenwelt mitbekamen. Zum Beispiel kam jeden Tag ein LKW, der 10-12 an Fleckfieber, Typhus und Tuberkulose gestorbene Menschen abtransportierte. Später lautete der Befehl, dass alle Kriegsgefangenen beim Wiederaufbau Stalingrads helfen müssen. Ich hatte die Wahl zwischen 1 Jahr Arbeitskolonne oder 2 Jahren Gefängnis und entschied mich für das Letztere. Des Weiteren war meine Körpertemperatur stets leicht erhöht und die russischen Ärzte diagnostizierten Tuberkulose. Allerdings war die Ursache für mein Fieber nicht

Tuberkulose, sondern der Nahrungsmangel. Trotzdem beförderten mich die Russen in das mit 3.000 Personen besetzte Tuberkuloselager. Nach 2 Jahren Krankenlazarett kam ich zurück ins Gefängnis nach Sibirien, wo ich eine Arbeitsstelle im Sägewerk fand.

Wann wurden Sie aus der Kriegsgefangenschaft entlassen?

Der Geburtstag von Josef Stalin (18. Dezember) war der Anlass, mich am 20. Dezember 1950 nach 5,5 Jahren zu entlassen. Auf der 10.000 km weiten Reise wurde ich zuerst in Moskau desinfiziert, bevor ich nach Deutschland weiterreisen durfte.

Wie war das Wiedersehen mit Ihrer Familie?

Ich besuchte als Erstes am Tag der Ankunft in Weißenburg morgens um 4:30 Uhr meine Tante und den restlichen Tag verbrachte ich dort. Nachmittags sah ich in der Stadtmitte einen hinkenden Mann, der mich stark an meinen Vater erinnerte. Dann lief ich ihm nach und klopfte ihm auf die Schulter: „Grüß Gott, Vater!“ Meine Schwester, die ich zum letzten Mal im Jahre 1943 gesehen hatte, war nun 17 Jahre alt und kaum wieder zu erkennen. Zum Tagesausklang kehrte ich mit meinem Vater in ein Gasthaus ein und fuhr abends mit dem Postauto zurück nach Burgsalach.

Haben Sie etwas vom Antisemitismus mitbekommen?

Bei uns in der Gegend hatten die Juden viele Verbote, aber trotzdem hatte unsere Familie einen sehr guten Kontakt zu ihnen. Meine Eltern schlossen häufig mit jüdischen Viehhändlern Geschäfte ab, aber schon bald flohen diese nach Amerika. Ein Problem war, dass nur reiche Juden von anderen Ländern aufgenommen wurden, ärmere konnten sich keine Ausreise und die Aufnahme leisten und wurden in Konzentrationslager gebracht.

Wie fühlten Sie sich in lebensbedrohlichen Situationen?

Die Angst spielt in solch einer Situation keine große Rolle. Als wir uns zum Beispiel vor den russischen Scharfschützen versteckt hatten, hatte

ich keine Angst, sondern es wird einzig und allein aufs Überleben geachtet.

Interview von Lukas Kamm

9 Irmgard Körber (* 24.11.1926)



- Geb. 24.11.1926 in München
- Konfession: christlich evangelisch
- Schule: Volksschule
- Die in München aufgewachsene Irmgard Körber erlebte dort den gesamten 2. Weltkrieg
- (Bild: Orden ihres Mannes und Vaters aus dem ersten und zweiten Weltkrieg)

Waren Sie im BDM?

Ja, das war Pflicht und ich muss sagen, ich bin gerne da hingegangen, denn wir haben viel Sport getrieben und auch oft gesungen. Jedoch hatte ich keine Tracht, da mein Vater mir keine kaufen wollte, wofür er Ärger bekam. Deshalb hab ich mir für die Fotos immer die meiner Freundin ausgeliehen. 1942 waren wir zum Hopfenzupfen in der Halbertau eingeteilt und das war schön. Nachts haben wir in einer Scheune auf Pferdedecken geschlafen. Aber später, als der Krieg schon weiter fortgeschritten war, da gab es dann auch keinen BDM mehr.

Hat man in den ersten Jahren viel vom Krieg mitbekommen?

Eigentlich nicht. Es war zwar öfter Bombenalarm und wir sind dann auch in den Luftschutzkeller gegangen, aber da war nichts. Einmal pasierte es sogar, dass wir im Keller waren und gesungen und gelacht haben. Da ist plötzlich die Tür aufgegangen und dann stand da ein, wie soll ich sagen, Blockzellenleiter und sagt: „Ja was tut denn ihr noch da unten? Es war doch schon lang Entwarnung!“ Solche Sachen haben sie uns dann aber schon schnell ausgetrieben. Mein Vater war bei der Polizei, wo er immer im Vierstundenrhythmus arbeiten musste. Wenn nachts die feindlichen Flieger kamen, von den Scheinwerfern ins

Kreuz genommen, wurde mit Flakgeschützen darauf geschossen, wobei die Splitter von den Geschützen wie „Katzengeheul“ heruntergefallen sind. Wenn der Vater dann nach Hause kam, hat er uns in den Keller getrieben. Am Tag danach haben wir die Splitter dann eingesammelt. Zu den ersten zerstörten Häusern gab es Völkerwanderungen, einfach damit man gesehen hat, wie das aussieht. Aber das hat sich dann auch schnell geändert. Damals hat man auch schon begonnen die U-Bahn zu bauen. Mein Vater hat immer gesagt, wenn wir angegriffen werden, schaut, dass ihr in die U-Bahn kommt, dort könnt ihr nicht verschüttet werden. Als München dann angegriffen wurde, bin ich auch dorthin gegangen, was mir nur deshalb gelang, weil die feindlichen Flieger immer in kleinen Gruppen kamen und nicht 120 auf einmal. Deshalb habe ich mich versteckt, bis die erste Gruppe wieder weg war, dann bin ich wieder ein Stück gerannt und als die zweite Gruppe kam hab ich mich wieder versteckt, und so bin ich dann in die U-Bahn gekommen. Dies geschah aber erst, als uns die Amerikaner den Krieg erklärt hatten. Als ich 1943 nach einem Bombenangriff wieder aus der U-Bahn kam, hat man die Sonne nicht mehr durch den Rauch sehen können.

Hat man in Ihrem Alter schon die Gefahr registriert?

Zu Beginn nicht, aber später dann schon. Es hat jeder seine eigene Haut gerettet. Ich arbeitete in einem Betrieb mit ca. 18-20 Leuten und die waren auf einmal alle nicht mehr da. Manche sind in Kliniken geflohen. Mit der Zeit entwickelt man dann schon ein Gefühl für Gefahr. Ich habe sogar durch das Geräusch der Flieger erkannt, ob es ein deutscher oder ein feindlicher war. Einmal hatte ich eine Stabbrandbombe in meinem Zimmer, die mein Vater aus dem Fenster warf, aber das Feuer glomm im Boden weiter. Als ich dann in meinem Zimmer war, konnte ich unsere Nachbarn unter mir im Bett liegen sehen, so groß war das Loch im Boden. Man schätzt die Gefahr erst ein, wenn man sie selbst erlebt hat (...). Als später die Sirenen kaputt waren, sind Polizisten mit Motorrädern und Sirenen um den Hals durch die Straßen gefahren. Man wusste nicht, wann der nächste Angriff kam, deswegen hat man sich angezogen ins Bett gelegt. 1945 war der letzte Großangriff auf München, da hatten wir schon um Mitternacht Alarm, doch der war nicht für München. In der Früh um fünf kamen sie dann. Als wir wie-

der aus der U-Bahn und den Luftschutzkellern kamen, da hat München gebrannt. Ich bin mit meiner Mutter wieder zu unserem Haus gegangen, das auch brannte. Ich wollte noch hinein, doch das Treppenhaus brannte lichterloh und so musste ich aufgeben. Es ist schon schlimm, wenn man zuschaut, wie alles verbrennt (...). Wir sind anschließend in die Frauenklinik, die zu einem Auffanglager umfunktioniert wurde, gegangen, denn zugesehen hab' ich nicht, wie das alles brennt. Als ich drei Wochen später mit meinem Vater zu unserem Haus ging, da hat er mich durch das Kellerfenster in den Keller, der komischerweise nicht eingestürzt ist, hinabgelassen, damit ich sehen kann, ob noch etwas da war, doch alle Lebensmittel waren hinüber. Die Kartoffeln schmeckten süß und die Einmachgläser waren zersprungen.

Also haben Sie dann Ihre Wohnung verloren?

Ja, die Wohnung war zerstört, aber es gab Wohnungen von Familien, die man auf das Land ausquartiert hatte, da bekamen wir dann eine und es waren auch nicht mehrere Familien, die in einer dieser Wohnungen lebten. Wir hatten keine Heizung und auch kein fließendes Wasser mehr. Mein Bruder war 1942 im Herbst in Stalingrad gefallen (...). Mein Vater kämpfte im ersten Weltkrieg und meine Brüder waren dann im Zweiten.

Gab es damals noch einen geregelten Schulalltag?

Nein, eher nicht. Ich war damals in der Schwandauer Schule; Als diese schloss, kam ich in die Stieler Schule, die dann zu einem Lazarett wurde. Wir hatten nur Lehrerinnen, die jedoch nicht verheiratet sein durften. Einmal, da war ich bei meiner Großmutter auf dem Land und dann gab es Truppenverschiebungen von der West- zur Ostfront. Da durfte keiner mit den Zügen fahren. Ich musste damals bei meiner Großmutter zur Schule gehen. Das war sehr interessant. Ich musste zuerst ein paar Kilometer mit dem Fahrrad zur Schule fahren. Dann waren in einem Klassenzimmer die erste, die zweite, die dritte und die vierte Klasse und in einem anderen Fünfte, Sechste und Siebte. Ich war damals in der siebten Klasse.

Haben Sie etwas von der Judenfeindlichkeit mitbekommen?

Nein. Ich hatte sogar einen Hausarzt, der Jude war, der mir auch mit eineinhalb Jahren das Leben rettete, da ich Diphtherie hatte. Und als sich die Juden dann den Stern anstecken mussten, hat mein Vater ihn noch einmal auf der Straße getroffen. Er wollte auf die Straße treten, um meinen Vater, der seine Polizeiuniform trug, vorbeizulassen, doch mein Vater folgte ihm auf die Straße, wo er ihm erzählte, dass seine Familie schon in den USA war und er eigentlich nachreisen wollte, was aber andere Glaubensgenossen verhindert hatten. Nach dieser Begegnung haben wir nichts mehr von ihm gehört. Mein Vater war der einzige auf der Polizeiwache, der nicht der NSDAP beigetreten war, was auch nur deshalb ging, weil sein Chef ihm den Rücken stärkte. Im Dasein der Kinder wurde nicht politisiert.

Wie war die Lebensmittelversorgung im und nach dem Krieg?

Im Krieg war die Lebensmittelversorgung noch erstaunlich gut. Erst danach gab es Probleme. Bei Rationierungen hat mir mein Vater oft seine Ration gegeben. Wir sind einfach aufgewachsen. Meine Mutter war eine gute Hausfrau, sie hat immer was zum Essen hergebracht.

Haben Sie nach dem Krieg gearbeitet?

Ja, ich habe von 1941 bis 1944 eine Ausbildung an der privaten Handelsschule in München gemacht. Danach musste ich mir keine Stelle suchen, da man alle Leute, die arbeiten konnten, sofort eingestellt hatte. Zuerst war ich in einem Rüstungsbetrieb, wo ich nur 87 Mark im Monat verdiente. Im Alter von 16 Jahren kam ich in eine Werbedruckerei, wo ich im Büro arbeitete, aber jeder alles machen musste. Mein erster Urlaub über Pfingsten war in Italien mit ein paar Freundinnen.

Interview von Tobias Weislein

10 Walburga Wolf (* 23.03.1931)



- Geb. 23.03.1931 in Mischelbach
- 3 Geschwister und 3 Töchter
- Schule: 1.-7. Klasse Mischelbach, 8. Klasse Pleinfeld
- Arbeitsleben: 3 jährige Lehre als Lebensmittelverkäuferin, 8 jährige Arbeit als Verkäuferin, anschließend Hausfrau und Rentnerin
- Hochzeit 1951 mit Eduard Wolf
- Wohnort: 1931-1951 Mischelbach, 1951-1993 Pleinfeld, seit 1993 Nennslingen

Wie haben sie den Kriegsanfang erlebt?

Bei Kriegsanfang 1939 war ich gerade in meinem letzten Schuljahr in der Volksschule Pleinfeld. Während wir in der Schule waren, gab es oft Fliegeralarm, bei welchem alle Schüler unverzüglich die Schule verlassen mussten. Wir sind mit dem Fahrrad nach Mischelbach gefahren, wenn wir währenddessen ankommende Flieger hörten, warfen wir sofort unsere Fahrräder hin und rannten in den Wald.

Welchen Eindruck hatten sie von Hitler?

Am Dorf war der Einfluss Hitlers nicht so stark vorhanden wie in größeren Städten. Allerdings mussten wir gegenüber den SS- Mitgliedern in unserer Nähe, und wenn wir in Ämter gehen wollten, immer den Hitlergruß machen. Wir haben als Kinder nur mitbekommen, dass Hitler Schuld an dem Krieg war und dass er die Befehle für den Angriff auf Russland, bei dem die meisten Deutschen gefallen waren, gab. Er gab auch das Religionsverbot bekannt, aus dessen Folge viele in KZs ermordet wurden.

Wie sah ihr Alltag innerhalb der Familie aus?

Kurz nach Kriegsbeginn musste mein Vater zur Wehrmacht, deswegen musste meine Mutter sich um uns drei Kinder kümmern und zusätzlich beim Straßenbau arbeiten um Lebensmittelmarken zu erhalten. Mit diesen Marken bekam man damals pro Tag:

250 g Brot

500 g Mehl

50 g Butter

und etwas Zucker und Salz.

Doch weil wir auf dem Land lebten, bekam man oft zusätzlich von den Bauern ein bisschen Nahrung, obwohl diese eigentlich fast 90% an den Staat abgeben mussten.

Haben sie jemanden aus ihrem Bekanntenkreis verloren?

Ja, viele aus unserem Dorf haben ihre Kinder und Angehörigen verloren, in meiner Familie ist mein Onkel in Russland verschollen, nach dem Krieg wurde er als tot gemeldet.

Haben sie jemanden sterben sehen?

Glücklicherweise nicht, aber ich habe viele Berichte, unter anderem von meinem Vater, wie es ist, jemanden sterben zu sehen. Mein Vater musste sogar selbst jemanden erschießen um nicht selbst erschossen zu werden.

Interview von Jacob Schübel und Oliver Bauernfeind

11 Anna Öhlschläger (* 25.07.1923)



- Geb. 25.07.1923 in Jakoben (Rumänien)
- Eltern: Maria und Albert Bernhardt
- Heirat: 23.01.1944 in Polen, Erwin Öhlschläger
- 3 Kinder

Wie lautet deine Vorgeschichte?

Im 18. Jahrhundert bot uns (dem Volk) Königin Maria Theresia an, entlang der Donau Siedlungen zu errichten. Aufgrund der damaligen Armut entschieden sich viele Handwerker und Bergleute diesem Vorschlag Folge zu leisten. So siedelte sich meine Familie mit anderen in Rumänien an, um Häuser, Sägewerke und Stollen zu errichten - ohne Vorräte oder jegliche Baumaterialien.

Wie fing alles mit Hitler an? (aus rumänischer Sicht)

1940 kam eine Botschaft aus Deutschland mit dem Motto „Heim ins Reich“. Dies bedeutete für die deutschen Bewohner Rumäniens entweder ins gelobte Reich zurückzukehren oder zu bleiben und das eigene Hab und Gut zu verlieren, da die UdSSR auf dem Vormarsch war und keine Gnade kannte. Folglich folgten die Siedler den Deutschen und wurden in Graz (Österreich) in ein Lager eingewiesen, welches nur für Rumänen von Rumänen errichtet worden war.

Wie war der Zustand dieser Anlage?

Es war eine wunderschöne Anlage mit Blumen und Bäumen. Wir durften uns meist frei bewegen. Die Baracken, auch wenn man es nicht glaubt, waren gemütlich und auch toll anzusehen und außerdem gab es Sanitäranlagen. Der einzige negative Aspekt war, dass Männer und Frauen im Lager getrennt wurden.

Veränderte sich eure Lage nach Kriegsbeginn?

Ja, allerdings. Nachdem Polen von den deutschen Besatzungstruppen eingenommen worden war, wurden die Lagerinsassen in sog. „Reindeutsche“ und nicht „Reindeutsche“ eingeteilt. „Reindeutsch“ waren die Deutschen, in deren Familienstammbaum nur Deutsche waren. Wieso, weshalb oder warum wusste keiner der Lagerbewohner. Aber nach der Einteilung mussten wir in Züge einsteigen. Nach einiger Zeit wussten wir endlich, wo die Reise hinging. Die sog. „Reindeutschen“ wurden mit Zügen nach Polen oder Jugoslawien verfrachtet, alle anderen nach Altdeutschland. In Polen angekommen bekam jede Familie einen Hof bzw. ein Haus zugewiesen, in denen sie leben sollten, denn die Polen wurden aus ihren Häusern vertrieben. Sämtliche Gegenstände der Vorbewohner sind uns dann zugesprochen worden. Meist bekam man sogar noch polnische Mitbewohner als Helfer.

Gab es dort irgendwelche interessanten Geschehnisse?

Nun ja, ich kann ja mal was erzählen. Unser damaliger Wohnort war nicht weit von Auschwitz entfernt, da mein Bruder als Soldat an der Flak in der Kaserne von Auschwitz stationiert war. Diese Kaserne war auch nicht allzu weit vom Konzentrationslager entfernt. Jedoch wusste keiner etwas über die grausamen Zustände dort außer ein paar Soldaten, die Späße darüber gemacht haben. Man hat ihnen nicht geglaubt. Z.B. erklärte uns einer, dass angeblich jedes Mal, wenn es ein Gewitter gab, Juden gestorben wären, da man dann den Rauch der Verbrennung durch den vielen Regen nicht mehr sah. Ich konnte selbst den Juden bei ihrer Arbeit auf dem Feld zuschauen und mich im Lager umsehen, aber ohne irgendwelche seltsamen Vorkommnisse zu beobachten.

Hast du auch was vom Krieg an der Front mitbekommen?

Nein, habe ich nicht. Aber ich hatte ständig Angst vor einem Luftangriff. Das Heulen der Sirenen, wenn sich ein feindlicher Flieger nähert, war immer mit Angst verbunden, eine Bombe fallen zu hören. Diese Angst hat mich fast um den Verstand gebracht.

Wie habt ihr das Ende des Kriegs erlebt?

Daran kann ich mich noch genau erinnern, weil es an diesem 24. Janu-

ar 1945 -20 °Chatte. Es war mehr oder weniger überraschend, aber auf jeden Fall wurden wir mal wieder in Züge gesteckt, ohne jede Kenntnis, wo uns die Reise hinführt. Es wurde zwar von Deutschen organisiert, jedoch auf Befehl der Amerikaner, da die Polen wieder in ihr Zuhause einziehen wollten. Also fuhren wir wieder mit diesen Zügen nach Österreich und es war natürlich bitter kalt, da wir keine Sachen, außer dem, was wir an hatten, mitnehmen konnten. In Österreich sind wir nun zu Familien gekommen, die uns ernähren mussten, aufgrund der Verordnung der Amis. Den Österreichern gefiel es natürlich überhaupt nicht, ihr Haus und ihr Essen mit uns zu teilen und deshalb entstand auch kein gutes Verhältnis zwischen uns.

Wie war das Verhältnis zu den Amerikanern?

Wir alle waren begeistert über die Hilfsbereitschaft der Amerikaner, die auf jeden Wunsch und Äußerung von uns eingingen. Wir hatten sie mal nach einer Mitfahrgelegenheit gefragt um in ein entfernteres Krankenhaus zu kommen, was zur damaligen Zeit sehr teuer war, und einer der Soldaten hat uns mit einem Auto dorthin gefahren.

Wie kamt ihr nach Deutschland?

1953 bekamen wir nun ein Ultimatum. Entweder wir nahmen die österreichische Staatsanerkennung für sehr viel Geld, welches wir nicht hatten, an oder wir mussten nach Deutschland auswandern. Folglich lehnten wir diese Anerkennung ab und wurden wieder mit Zügen in ein Lager in Schalting gebracht. Dort war es zu unserem Erstaunen sehr schön. Wir hatten eine Schule, in die unsere Kinder gehen konnten, wir verfügten über sogenanntes Lagergeld und viel Freiraum in der Natur. Leider war dieser Aufenthalt sehr kurz. Nach ein paar Wochen wurden wir zwangsweise von Deutschen in verschiedene Lager wie Passau, Worms und Kusel umquartiert. Zum Schluss wurden wir einer Familie in Gangloff zugeteilt, die uns in ihrem eigenen Haus unterbringen musste. Natürlich waren sie davon nicht begeistert und so waren sie stets unfreundlich, gemein und genervt. In der Umgebung waren wir nicht sehr beliebt und zusätzlich auch noch arm. Wir waren ganz auf unsere Gastfamilie angewiesen. Nach einiger Zeit bauten wir uns unser

eigenes Haus in Gangloff.

Interview von Ruven Gundert und Joshua Loidl

12 Karl Schleußinger (* 29.06.1926)



- Geb. 29.06.1926 in Alesheim
- 1933 Einschulung und 1940 Abschluss an der Volksschule
- Konfirmation 1940
- 19.11.1948: Rückkehr aus Gefangenschaft und Arbeit am elterlichen Bauernhof
- Im Jahr 1968: Heirat von Emma Schleußinger (Geb. 3.11.1933 in Alesheim)

Was und wie viel haben Sie von den Machenschaften Hitlers als Jugendlicher mitbekommen?

In dieser Zeit haben wir in der Familie nicht über Hitler gesprochen, denn man hat sich damit abgefunden und es war für uns alltäglich. Schließlich kannten wir es nicht anders. In der Schule hingegen mussten wir, die Schüler, uns damit befassen und sozusagen war Hitlers Lebenslauf unsere Abschlussprüfung.

Waren Sie ein Mitglied der Hitlerjugend?

Ja, natürlich, das war damals so üblich. 1942 war ich in Cadolzburg auf der Gebietsführerschule.

Mussten Sie Kriegsdienst leisten?

Mit 18 Jahren wurde ich zum Kriegsdienst verpflichtet. Im Oktober 1943 bis Mai 1943 war ich zum Bauen der Baracken für die V2 Station in Hagenau verpflichtet worden – wir lebten am Waldrand. Danach war ich an der Schlacht bei Aachen beteiligt, bei der ich schließlich von den Amerikanern in Gefangenschaft genommen wurde.

Wie lange waren Sie bei den Amerikanern?

Bei den Amerikanern war ich in 14 Lagern. Während dieser Zeit bekam ich nie genug zu essen. Bei den Franzosen später auch nicht.

Was haben Sie in der Zeit in Frankreich erlebt? / An welchen Orten

waren Sie als Gefangener?

Nachdem ich von den Amerikanern gefangen genommen worden und zuerst in einem Lager in Belgien war, kam ich nach Compiègne und anschließend nach St. Dizier. An diesen Orten verbrachte ich insgesamt zwei Jahre und war beim Straßenkommando. Danach wurde ich nach Montcourt versetzt. Bevor ich nach Verdun kam, wo ich in einem Verpflegungs- und Kleidungslager vier Wochen lang arbeitete, war ich in Étain. Darauf folgte ein Lager, das bei uns Gefangenen nur als „Schneewiese“ bekannt war, weil immer Schnee lag, für ungefähr vier Wochen. Es kamen zwei weitere Lager. Die Amerikaner schickten mich dann nach Sedan. Dieses Lager war das schlimmste von allen. Wir mussten täglich die Kaserne putzen. Uns waren zwei amerikanische jüdische Offiziere vorgesetzt, die uns ein Bild von einem amerikanischen verhungerten Juden in Dachau zeigten. Zu dieser Zeit bekamen wir furchtbare Schläge von ihnen. Ihr Kommentar dazu „So wie es diesem Mann erging, so wird es nun euch ergehen“. Danach war ich wieder in St. Dizier, nur dieses Mal in einem Lazarett aufgrund schwerer Verletzungen. Nachdem ich wieder gesund war, wurde ich nach Suippes und anschließend nach Mourmelon-le-Petite geschickt. Im Winter 1946 hätte ich eigentlich schon in Chalons entlassen werden sollen, stattdessen kam ich aber noch in ein weiteres Lager zwischen Verdun und Chalon.

Das ist alles in Ihrer Zeit als Gefangener der Amerikaner geschehen. Waren Sie bei den Franzosen auch in so vielen Lagern und wurden Sie besser oder schlechter behandelt?

Ja, richtig. Nein, ich war nur in sieben französischen Lagern, bevor ich zu Bauern kam. Zuerst blieb ich im Lager 183, das in Saint-Médard-en-Jalles rund 60 km von Bordeaux entfernt lag. Allerdings ist in diesem Lager schnell eine Hungersnot ausgebrochen – viele Kameraden sind verhungert – und ich kam in das Lager 182, das in der Nähe gewesen war. Danach wurde ich nach Germignan versetzt. Es lagen ungefähr alle Lager im Wald oder am Waldrand. Da im Lager 180 großer Mangel an Soldaten herrschte, verbrachte ich dort einige Zeit. Anschließend kam ich nach Le Porge für 4 Wochen, aber wegen einer Augenentzündung wurde ich im Herbst 1946 zurück nach Germignan geschickt. Das Drei-

vierteljahr in Südfrankreich war ich auf Minenzug. Kurz darauf war ich in einem Lager in Marmende. Bevor ich in Sainte – Radegonde in einem Lager und dann bei einem Bauern arbeitete, war ich in Agen ebenfalls in einem Lager. Nach dem ersten Bauern wurde ich zu einem Bauern nach Bazens geschickt.

Was haben Sie bei den beiden Bauern erlebt?

Zuerst wurde ich zu einem Bauern in Sainte-Radegonde gebracht. Den ganzen Tag mussten wir auf seinen Tabak- und Tomatenpflanzenfeldern arbeiten. Schließlich musste ich trotz wenigem Essen Nachtschichten übernehmen – als einziger! Na ja, da ich nur sehr wenig Essen bekam, musste ich eben notgedrungen jeden Tag fünf Eier klauen, die ich dann ausgetrunken habe, denn Eier stärken. In dieser Zeit ist es mir nicht gut ergangen und ich habe sehr stark abgenommen. Aber es gab auch schöne Zeiten. Als wir bei anderen Bauern, die uns zuvor geholfen haben, beim Dreschen aushelfen mussten, haben die Franzosen und wir zusammen Lieder gesungen, sind im Fluss geschwommen und haben unsere eigenen Wettkämpfe erfunden. Anschließend kam ich zu einem zweiten Bauern in Bazens, der war sehr nett. Bei ihm war ich ebenfalls nicht der einzige Kriegsgefangene. Zusammen mit meinem Kameraden Josef waren wir für die zehn Hektar Weinanbaufläche mitverantwortlich, wobei ich immer die in Flaschen eingemachten Weintrauben kontrollieren musste. Während ich diese Arbeit erledigte, war immer alles sauber und ordentlich. Die Frau des Bauern war „super“, denn sie hat mir erlaubt zum Bäcker zu gehen und Essen einzukaufen, wobei ich nicht auf den Preis zu achten brauchte. Sie sagte immer „Was es kostet, kostet es“. Leider war ich bei der Familie nur drei Monate.

Haben Sie in der Zeit, als sie in Frankreich waren, etwas von den Geschehnissen in Deutschland mitbekommen?

Nein, wir sahen nur die Bomben fliegen, denn Zeitung und Post wie heute gab es nicht. Erst im Juni 1946 erreichten mich die ersten Briefe von meinen Eltern- natürlich hab ich mich darüber sehr gefreut.

Wann hat Sie die Nachricht erreicht, dass der Krieg vorbei war?

Ich habe erst später erfahren, dass im Mai 1945 der Krieg geendet hat, aber ich habe auch mitbekommen, dass die Amerikaner am 29. April das KZ Dachau befreit haben.

Wie lange waren Sie in Gefangenschaft und wie war das erste Wiedersehen mit der Familie?

Insgesamt war ich vier Jahre und zwei Monate in Gefangenschaft. Drei Jahre davon war ich in Frankreich. Am 19. November 1948 kam ich wieder zurück nach Alesheim, selbstverständlich hat sich meine Familie sehr gefreut mich wiederzusehen, obwohl sie mich fast nicht mehr erkannt haben. Eigentlich wäre ich schon 1946 zurückgekommen, aber es gab keine Fahrzeuge, mit denen ich nach Deutschland hätte kommen können. Mein Bruder wurde vermutlich schon 1946 freigelassen, dieser war jedoch nur bei den Amerikanern.

Wie sind Sie überhaupt mit der fremden Sprache sowie Kultur zurecht gekommen?

Anfangs hat man natürlich nichts verstanden, doch mit der Zeit hat man die Sprache gelernt und sich nach und nach verständigen können. Ich kann bis heute noch ein paar Worte sprechen.

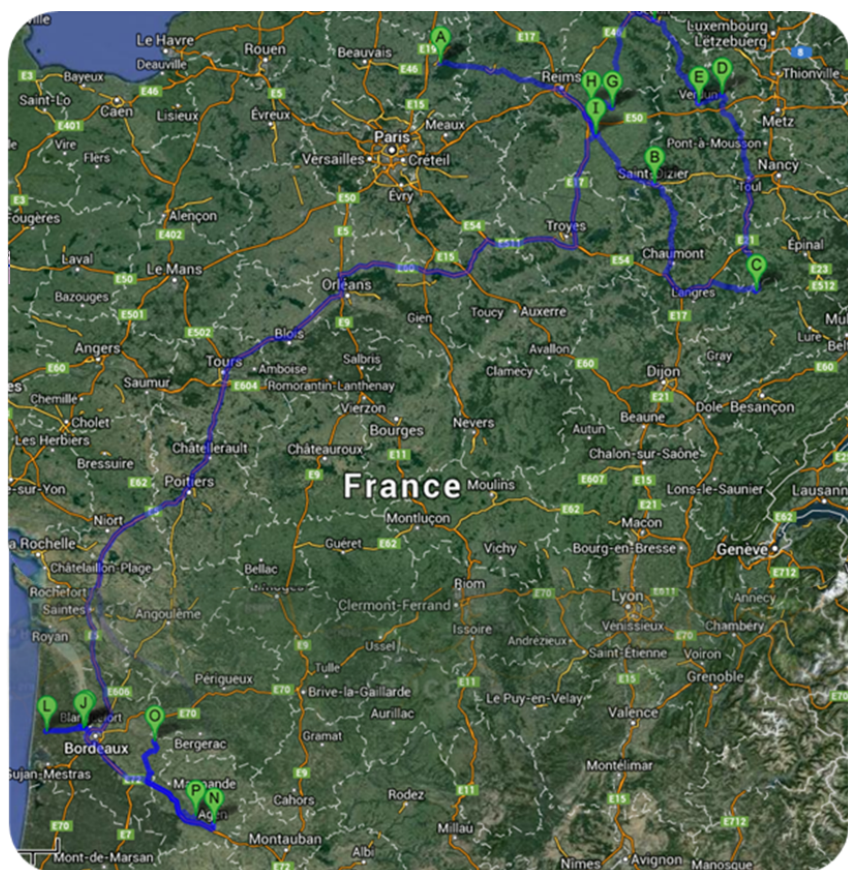
Wie haben Sie die Nachkriegszeit erlebt?

Als ich zurückgekommen bin, habe ich mir zuerst ein Fahrrad gekauft, das mir kurz darauf gestohlen worden ist. Die erste Zeit konnte ich nicht auf dem Bauernhof meiner Eltern, den ich später übernommen habe, mitarbeiten, da es mir gesundheitlich nicht gut ging. Wir hatten auch nicht viel Geld, so wie die meisten anderen Familien.

Haben Sie nach dem Krieg noch Kameraden, die mit Ihnen in Frankreich waren, getroffen?

Oh ja. Es gab noch Treffen mit anderen Kameraden und den Josef, mit dem ich beim zweiten Bauern war, haben meine Frau und ich in Mainz besucht.

Interview von Magdalena Müller und Theresa Wittmann



- | | |
|-----------------------|--------------------------|
| A Compiègne | I Saint-Médard-en-Jalles |
| B Saint-Dizier | J Germignan |
| C Montcourt | K Le Porge |
| D Etain | L Germignan |
| E Sedan | M Marmande |
| F Suippes | N Agen |
| G Mourmelon-le-Petite | O Sainte-Radegonde |
| H Chalons | P Bazens |



*Bild unten: Karl Schleußinger (Mitte) Sainte-Radegonde, Bild oben:
Karl Schleußinger (erste Reihe, dritter von rechts) Sainte-Radegonde*

13 Hermine Fallenbacher (* 1933)

- Geb. 1933 in Weiboldshausen
- heutiger Wohnort: Weiboldshausen

Waren Sie zufrieden mit ihrem Wohnort oder hätten sie lieber in einer Stadt gelebt?

Es hatte den Nachteil, dass ich nicht auf das Gymnasium gehen konnte, aber wir hatten auf dem Land viel mehr zu essen, weil wir einen Garten hatten rund um das Haus. Außerdem hatten wir noch ein paar Hasen und eine Ziege. Das wäre in der Stadt natürlich nicht möglich gewesen. Manchmal haben welche aus der Stadt Essen von den Dörfern geklaut, in der Nacht Kartoffeln ausgegraben oder ähnliches, oder gebettelt. Aber sie haben das nur aus Hunger gemacht. Wenn heute jemand etwas aus Habgier stiehlt, verurteile ich das, aber was die aus der Stadt damals taten, verstehe ich.

Haben Sie Auseinandersetzungen zwischen Soldaten und Feinden der Regierung erlebt?

Nein, eigentlich nicht.

Können Sie sich noch an den Moment erinnern, als Sie erfuhren, dass der Krieg zu Ende war?

Also, damals war es ja so, dass die Alliierten immer weiter ins Land kamen und durch die Dörfer zogen. Als sie zu uns kamen, sind die Frauen und Kinder in einen ehemaligen Bierkeller gegangen. Darin hatten wir Betten und Essen und sind dort, glaube ich, ungefähr 2 Tage drin geblieben. Die Männer haben zum Zeichen unserer Aufgabe weiße Fahnen aufgehängt und deshalb wurde nicht geschossen und die amerikanischen Truppen sind nur durchgezogen und haben in Weißenburg eine Besatzung gelassen.

Wie war Ihr Verhältnis zu der Besatzung?

Ich hatte eigentlich nichts mit ihnen zu tun, weil ich erst 12 Jahre alt

war, aber ich weiß noch dass wir gesungen haben:

„DEUTSCHLAND, DEUTSCHLAND OHNE ALLES,
OHNE BUTTER, OHNE SPECK
UND DIE BISSCHEN MARMELADE
FRISST UNS DIE BESATZUNG WEG.“

Das erste was sie damals gemacht haben, war, dass sie alle Bürgermeister abgesetzt haben, weil die ja alle bei der NSDAP waren, und neue eingestellt haben. Unser neuer war einer, den sie aus einem KZ geholt haben. Er war ein Kommunist und hatte keine Ahnung von Tuten und Blasen und weil mein Vater bei der SS war, hat er uns immer drangsaliert. Er ist oft einfach mit ein paar Männern gekommen und hat die Sachen von meinem Vater geholt und wir Kinder waren allein daheim und mussten zusehen. Erst das Motorrad, dann sein Bett und irgendwann haben sie seine Werkstatt ausgeräumt.

Fanden Sie es trotzdem gut, dass der Krieg vorbei war?

Natürlich! Wir haben immer gebetet, dass er endet, dass endlich unser Vater zurückkommt. Aber während dem Krieg haben wir wenigstens immer den Sold bekommen, nach Ende des Krieges natürlich nicht mehr. Danach mussten wir uns immer irgendwie durchschlagen mit dem Garten und dem bisschen, was unsere Mutter durch Putzen verdient hat.

Also war Ihr Vater bei der SS?

Ja, mein Vater war vom ganzen Dorf hochgeachtet, weil er immer überall, wo er helfen konnte, geholfen hat. Und nach dem Krieg wurde die Mutter vom neuen Bürgermeister fertig gemacht und alle unsere Freunde haben nie offen etwas dagegen gesagt. Sie haben uns zwar hinter dem Rücken etwas geholfen, aber nie in der Öffentlichkeit etwas gemacht.

War Ihr Vater dann nach dem Krieg in Kriegsgefangenschaft?

Ja, bis 1952, das weiß ich noch ganz genau. Ich war damals 19 und habe als Haushaltshilfe im Städtischen Altersheim in Weißenburg ge-

arbeitet. Wir waren da 3 Mädels und haben am Nachmittag im Hof Teppich geklopft und dann kam ein Lehrmädchen von dem Schuhgeschäft von einem Freund von meinem Vater. Mein Vater ist zuerst zu seinem Freund gegangen. Wir wussten damals zwar, dass er wiederkommt, aber der Termin hat sich immer wieder um einige Wochen nach hinten verschoben und wir wussten weder Zeitpunkt noch Tag. Als ich von dem Lehrmädchen erfahren habe, dass er gekommen ist, hab ich am ganzen Leib gezittert. Ich war vom Teppichklopfen ganz verdreckt und verstaubt, aber ich konnte mich nicht waschen oder umziehen. Die beiden Mädchen, die da mit mir gearbeitet haben, haben mich dann hoch in ein Zimmer gebracht und mir geholfen mich herzurichten. Danach bin ich in das Schuhgeschäft gegangen, und habe meinen Vater gesehen. Ich habe ihn nicht erkannt! Er hat mich in den Arm genommen und nur immer wieder gesagt: „So ein schönes Mädchen hab ich!“ Mein Bruder Adolf war damals 14 und hat ihn nie wirklich kennen gelernt. Wie er eingezogen wurde, war er erst ein halbes Jahr alt und die letzten 7 Jahre war er in Kriegsgefangenschaft, also hat er ihn nur in den paar Wochen gesehen, in denen er Urlaub hatte. Der Freund meines Vaters hat uns dann mit seinem Auto nach Hause gefahren. Meine Mutter war nicht daheim, weil sie Gras für die Ziegen und Karnickel geholt hat. Als der Adolf meinen Vater gesehen hat und der ihn umarmen wollte, hat der sich mit Tränen in den Augen umgedreht, ist in die Werkstatt gerannt und hat die Tür zugesperrt. Am Anfang war mein Vater lange krank, weil er sich erholen musste und danach hat er wieder seine alte Arbeit bei der Stadt als Vorarbeiter bekommen und war wieder genauso angesehen wie vorher.

Wie stand Ihr Vater zu Hitler?

Am Anfang hat er ihn befürwortet und nur das Gute gesehen. Vor Hitler war mein Vater arbeitslos und hatte mit seinen ca. 28 oder 29 Jahren gerade eine Familie gegründet und ein Haus gebaut. Damals hatte fast niemand Arbeit und Hitler hat eine sehr große Verbesserung gebracht. Aber wie der Krieg, begann war er nicht mehr für ihn, aber er konnte ja nichts mehr ändern. Damals hat sich ja niemand getraut etwas zu machen. Ich kann mich noch daran erinnern, dass er öfters gemeint hat, er würde selbst immer mit einem Bein im KZ stehen. Was meine

Mutter damals alles mitgemacht hat! Nachdem mein Vater 4 Jahre in Kriegsgefangenschaft war, kam unser Pfarrer mit einer Todesnachricht, aber sie hat nur gesagt: "Wenn er tot wäre, würde ich das wissen. Der lebt noch, da bin ich mir sicher." Noch ein paar Jahre später ist dann so eine vorgedruckte Karte gekommen, wo er seinen Namen eingetragen hatte. Das Absendedatum war schon seit, glaube ich, zwei Jahren vorbei aber immer noch nachdem uns der Pfarrer die Todesnachricht gebracht hat.

In welchem Zustand war Ihr Vater, als er zurückkam?

In einem sehr schlechten. Er war abgemagert und hatte keine Zähne mehr, weil er gefoltert worden war. Er hatte mal einen Nierenstein und ist deswegen damals ins Lazarett nach Dachau gekommen und nach der Behandlung war er nicht mehr fronttauglich, weshalb er dann gleich in Dachau in der Postzensur stationiert worden war. Wie er Urlaub hatte, hat er gemeint, dass er oft zu viel durchgelassen hat. Jedenfalls dachten die Alliierten, dass er an dem Ganzen in Dachau beteiligt war und deswegen wollten sie Informationen von ihm haben, die er nicht hatte und haben ihn gefoltert, obwohl er mit dem, was in dem KZ stattgefunden hat, nichts zu tun hatte.

Wie hat denn Ihr Lebensalltag vor und nach dem Kriegsende ausgesehen?

Vor allem kann ich mich daran erinnern, dass wir immer einen 2,5 Kilometer langen Schulweg hatten, den wir jeden Tag zu Fuß bewältigen mussten. Im Winter ist oft unser Rock an unseren Strümpfen und Schuhen festgefroren. In den ganz schlechten Zeiten musste jeder Schüler einen Scheit Holz mit in die Schule nehmen, damit das Klassenzimmer beheizt werden konnte. Und wenn Tieffliegeralarm war, mussten wir oft auf dem Schulweg durch die Straßengräben kriechen oder uns hinter Bäumen und Hecken verstecken. Wenn wir daheim waren und Fliegeralarm war, mussten immer alle in den Keller gehen bis Entwarnung war und danach war der Himmel über Nürnberg oft rot und voller Rauch. Das Ende des Krieges war fast gleichzeitig mit meinem Schulabschluss. Eigentlich wollte ich Schneiderin werden und ich hatte

auch eine Stelle, aber dann kam der Bürgermeister und hat gesagt: „Da kommen erst ganz andere dran, bevor die die Stelle kriegt!“, also bin ich in den Haushalt gegangen. Ich habe auf einem Bauernhof geholfen und eigentlich alles gemacht: Melken, Ausmisten, Hausarbeit, Heu holen und so weiter. Einmal in der Woche musste ich in die Land- und Hauswirtschaftliche Berufsschule, aber das war für uns Mädchen immer mehr wie ein Urlaubstag als wirklich Arbeit.

Interview von Marvin Fallenbacher

14 Waltraud & Fritz Katheder (* 1942/* 1939)



- **Waltraud Katheder:**
- Geb. 7.3.1942 in Störzelbach
- **Fritz Katheder:**
- Geb. 23.3.1939 in Alesheim
- beide wohnhaft in Alesheim

Wo haben Sie, W. Katheder, damals gewohnt?

W. Katheder: Meine Eltern wohnten zuerst in Störzelbach. Doch da sie dort keine Landwirtschaft hatten, mit der sie Geld verdienen konnten, mussten sie nach Nürnberg umziehen, wo ich dann geboren bin. Mein Vater arbeitete dort in einer Fabrik. Als er dann zum Kriegsdienst beordert worden war, zogen wir wieder zurück in das kleine Dorf, um dort in der Landwirtschaft meines Onkels, der ebenfalls bis 1947 im Krieg war, zu helfen. Ich habe meinen Vater nur einmal gesehen, bevor wir in Störzelbach einen Brief zugestellt bekamen, in dem stand, dass Karl Wagner, mein Vater, im Jahr 1943 im Krieg gefallen war.

Wie ging es dann nach dem Tod Ihres Vaters weiter?

W. Katheder: Meine Mutter war zu dieser Zeit mit meinem Vater erst drei Jahre verheiratet. 1947 heiratete sie dann einen Wachenhofener, zu dem sie auch mit mir zog. Nach dem Tod meiner Mutter zog ich von Wachenhofen wieder zurück zu meiner Tante und meinem Onkel nach Störzelbach. Als ich 1962 meinen Mann heiratete, zog ich nach Alesheim.

Ist Ihnen ein Ereignis ganz besonders in Erinnerung geblieben?

W. Katheder: Meine Patin wohnte damals in Nürnberg. Doch in der Kriegs- und Nachkriegszeit wurde es dort schwierig Lebensmittel zu bekommen. Dies war dagegen auf dem Land besser. Deswegen ist meine Patin nur mit einem Kinderwagen von Nürnberg ins ca. 50 Kilometer

entfernte Störzelbach gelaufen, hat sich Lebensmittel in den Kinderwagen gelegt und ist damit zurück nach Nürnberg gelaufen.

Wo haben Sie, F. Katheder, in Ihrer Kindheit gelebt?

F. Katheder: Ich lebe schon seit meiner Geburt in Alesheim. Hier war mein Großvater 18 Jahre Bürgermeister. Doch in den Jahren 1932/33, als die NSDAP immer mächtiger wurde, wurde er, weil er mit dieser Partei nichts zu tun haben wollte, von den Nationalsozialisten abgesetzt und musste alle seine Ämter abgeben. Die NSDAP ernannte dafür zugleich einen anderen Mann als Bürgermeister.

Haben Sie in Alesheim von dem Krieg etwas gespürt?

F. Katheder: An ein Ereignis kann ich mich ganz besonders erinnern: In der Nähe unseres Dorfes verläuft eine Eisenbahnstrecke, an der ich mit meinen Freunden immer wieder gespielt habe. Damals kam ein Zug mit Personenwägen in unsere Richtung. Zugleich hörten wir Flugzeuge, die sonst auch oft die Gleise bewachten, in der Nähe. Diese flogen immer näher zu uns. Als der Zug dann bei uns war, flogen die Flugzeuge tiefer. Ich war sehr erschrocken, als sie dann anfangen auf den Zug zu schießen. Damit hatte ich in diesem Moment auch nicht gerechnet. Wir versteckten uns und als wir wieder aus unserem Versteck kamen, stand der Zug, der von den Schüssen stark beschädigt war, still. In den nächsten Tagen hörte ich, dass manche Leute die Sitzbezüge aus dem Zug, der dort noch länger stand, abgezogen haben, um den Stoff für ihre Kleidung zu benutzen. Da in dieser Zeit die Stoffe für Kleidung knapp waren, nutzten viele Menschen diese Möglichkeit.

Wie haben Sie das Kriegsende erlebt?

F. Katheder: Wir hörten von Freunden, dass der Krieg jetzt endlich zu Ende war und als amerikanische Soldaten in unser Dorf kamen, waren wir uns auch ganz sicher. Diese bauten in unserem Hof eine Küche für die Soldaten auf. Die Amerikaner setzten in unseren und den umliegenden Dörfern die Bürgermeister ab, die von der NSDAP eingesetzt wurden, und ernannten neue. In jedem Haus sollten dann auch Kriegsflüchtlinge aufgenommen werden. Aber da wir schon Leute, die von

den Fliegerangriffen geflohen waren, bei uns wohnen ließen, mussten wir keine mehr zusätzlich aufnehmen. Ich erinnere mich noch, dass ich, als die Amerikaner auf ihrem Lastwagen wieder weiterreisten, ihnen gewunken habe. Dann haben die Soldaten etwas, das ich von der Entfernung nicht erkennen konnte, von ihrem Fahrzeug geworfen. Als ich näher hinkam, fand ich eine Tafel Schokolade, die ich mit Freunden teilte. Diese Tafel war meine erste Schokolade.

Interview von Johannes Katheder

15 Franz Vater (* 1930)



- Geb. 1930 in Kamitz (Sudetenland)
- 9 Jahre alt bei Kriegsbeginn
- Nach Krieg wohnhaft in Raitenbuch

Also, Franz, wie hast du den Kriegsbeginn und den Krieg erlebt?

Ja, ich stamme ja aus dem Sudetenland und bin nach Bayern zugezogen, wir sind damals von den Tschechen nach dem Krieg vertrieben worden und den Krieg hab' ich so mitbekommen: Ich hab' zwei ältere Brüder gehabt, die um Krieg gefallen sind. Mir hat der Krieg von Anfang an nicht gefallen. Weil da die Leute geholt wurden und in den Krieg ziehen mussten und kamen nicht wieder.

Wie war die Situation zwischen den Tschechen und euch vor dem Krieg?

Wir waren von den Tschechen sozusagen geduldet - also in der Minderheit ja als Sudetendeutsche. Das war damals so, wir waren von Hitlerdeutschland dermaßen eingenommen, wie es in der Zeit halt so war. Wir wurden, so haben die gesagt, „Von der Knute des Tschechen befreit“ und „heim ins Reich“ geholt. Ich war damals, als wir dann „Im Reich“ waren, auch in der Hitlerjugend und hatte da eine insgesamt schöne Jugendzeit. Wir haben da Ausflüge und Zeltlager gemacht.

Stimmt das eigentlich, dass ihr da mit Waffen hantiert habt?

In der HJ speziell nicht, das war dann später in Wehrrertüchtigungslagern (...)

Wie ging es dann weiter nach dem Krieg?

Dann kam die Reparationszeit, in der die Tschechen von den Deutschen Entschädigung wollten[...]. Ich war damals Zimmermannslehrling. Da

kam eines Morgens ein Lastwagen, da saßen hinten schon so junge Kerle wie ich drauf, ich war damals 15,5 Jahre alt. Da mussten wir dann halt auf den Lastwagen drauf und kamen dann in ein Lager und von dem Lager aus ins Bergwerk. Auf Deutsch hieß das Seestadel. Und da ging's uns ziemlich dreckig. Die haben uns schikaniert, zum Beispiel Kartoffelbrei mit Zucker und all so was. In diesem Lager war ich neun Monate. Zuerst haben wir Sandmühlen aufgestellt und in diesem Betrieb haben, außer den Deutschen, auch Strafgefangene gearbeitet. Und die haben auch ziemlich wenig zu essen gekriegt. Unter diesen Strafgefangenen war auch ein gewisser Wenzel Razlaf, dem hab' ich immer ein wenig Essen zugesteckt. Und derselbe Mensch war in der Schachtkanzlei im Bergwerk, da hab' ich ihn wiedergetroffen. Und das war meine Rettung. Laut dem Gesetz der Familienzusammenführung haben sie dann festgestellt, dass wir zusammen dann wieder ausgewiesen wurden aus der Tschechei. Dem Mann hatte ich ziemlich viel zu verdanken. (...) Dann sind wir nach Mecklenburg gekommen. Dort bin ich dann erst mal „entlaust“ worden - allgemeine Gesundheitskontrolle hat das geheißen. Von Mecklenburg sind wir dann nach Raitenbuch in Bayern gekommen. Das lief über den Bruder meiner Mutter, der war dort katholischer Geistlicher. In Raitenbuch haben wir dann auch Arbeit bekommen und ja das war es dann eigentlich von meiner Seite.

Ist dir ein spezielles Ereignis vom Krieg in Erinnerung geblieben?

Ja, also gegen Ende des Krieges kamen russische Flugzeuge, um eine kleine Brücke neben unserem Haus zu bombardieren. Auf einmal kam eine Bombe durch den Dachgiebel des Stalls und durchschlug einer Kuh das Kreuz (Blindgänger). Dann kamen die Russen, die haben natürlich erst mal alles durchsucht, bis sie dann die Bombe mitgenommen haben, einige Vorräte inklusive.

Interview von Paul Stiebitz

16 Eduard Reutelhuber (* 4.05.1939)



- Geb. 4.5.1939
- Wohnort: Alesheim
- 2 Kinder, 1 Geschwister

Wie haben Sie den 2. Weltkrieg erlebt?

Naja, eigentlich fast gar nicht oder ich kann mich auf jeden Fall nicht mehr so gut daran erinnern, da ich damals noch sehr jung war. Ich wurde erst 1939 geboren, also war ich bei Kriegsende erst 6 Jahre alt. Zumindest kann ich mich erinnern, dass unser Dorf oder auch unser Hof nicht verwüstet worden war. Trotzdem hatten wir Angst, als wir die Sirenen hörten und mussten dann im Keller schlafen. Wir haben auch manchmal Züge ausgeräumt, da unser Dorf 2 km von einer Eisenbahnstrecke entfernt war. Doch da musste man auch aufpassen, da man sich in den Graben werfen musste, wenn ein Flugzeug kam.

Haben Sie noch etwas von Hitler, Propaganda oder desgleichen mitbekommen?

Wie gesagt, ich war damals noch sehr jung, also war ich noch nicht so voreingenommen

Was halten Sie von Hitler?

Ich denke, dass er ein krankhafter psychopathischer Österreicher war.

Wie hat der Alltag damals ausgesehen?

Der Alltag damals war schwieriger und umständlicher als der heute, vor allem, weil die Versorgung nicht gewährleistet war, da ja Deutschland zerbombt war und somit viele Engpässe herrschten.

Wie war das Schulsystem damals?

Wir hatten im Dorf eine Schule, die noch heute dort steht. Jedoch ist das Schulwesen in einem anderen Gebäude, das aber auch im Dorf steht. Da es auf dem Land nicht so unruhig war wie in der Stadt, konnten wir ohne Probleme die Schule besuchen. Wir haben uns zwar vor den Bombenangriffen gefürchtet, aber es gab nie einen auf unser Dorf.

Haben Sie nahestehende Menschen verloren?

Nein. In diesem Dorf ist, soweit ich weiß, niemand umgekommen.

Wie haben Sie die Nachkriegszeit erlebt?

In der Nachkriegszeit konnte man endlich wieder rausgehen, ohne dass man um sein Leben fürchten musste, wenn man ein Flugzeug am Himmel gesehen hat. Aber davon abgesehen hatten wir Glück, dass wir auf dem Land lebten, da die Häuser so nicht zerstört waren und wir im Winter so nicht frieren mussten, weil die Fensterscheiben noch nicht zersprungen waren.

Waren in Ihrer Nähe Soldaten stationiert?

Ich kann mich nicht mehr so genau erinnern, aber ich denke in diesem Lager, in dem die Kriegsgefangenen untergebracht waren, gab es bestimmt Soldaten, die die Ausländer überwachten.

Waren in Ihrem Dorf Kriegsgefangene?

Ja, es waren Kriegsgefangene im Dorf. Es waren sogar drei von Ihnen bei uns im Haus, die uns beim Versorgen der Tiere geholfen haben (ihr müsst wissen, dass zu jener Zeit jeder Bauer war, der auf dem Land lebte und sich somit alleine ernähren konnte) und uns auch im Haushalt tatkräftig unterstützt haben. Es waren ein Franzose und zwei Osteuropäerinnen, diese waren aber nur tagsüber bei uns im Haus, denn abends sind sie in ein kleines Lager gekommen in dem alle Kriegsgefangenen vom ganzen Dorf untergebracht waren. Als dann die amerikanischen Besatzer durch das Dorf gelaufen sind, ist unser Kriegsgefangener unter dem Haarschneiden auf die Straße gelaufen und ist mit ihnen

mitgegangen.

Interview von Fabian Bergdolt und Simon Wallmüller

17 Gudrun Dilling (* 18.09.1935)

- Geb. 18.09.1935
- damaliger Wohnort: Stettin
- Konfession: evangelisch
- Besuch der Dorfschule

Wo haben sie zur NS-Zeit gewohnt?

Ich lebte die meiste Zeit in Stettin (Pommern). Zwischendrin wurde ich aber von meinen Eltern ungefähr fünf Jahr getrennt. Im ersten Jahr, das ich getrennt von meinen Eltern lebte, habe ich nichts von ihnen erfahren. Erst danach habe ich sie wiedergesehen, durfte aber nicht bei ihnen wohnen.

Wo gingen sie zur Schule und wann wurden sie eingeschult?

Eingeschult wurde ich 1940 in Polen bei Stettin. Ich ging aber ab 1941 in eine Dorfschule. Während dieser Zeit war ich von meiner Mutter getrennt. Dort gab es nur einen alten Lehrer namens Manfraß. Die ganzen anderen jungen attraktiven Lehrer mussten an die Front (lacht). In dieser Dorfschule waren alle sieben Klassen in einem einzigen Raum. Ich habe während meiner Zeit in der Dorfschule nichts von meinen Eltern erfahren. Ich habe meine Mutter erst 1944 wieder gesehen, als wir durch die Russen befreit wurden. Danach musste ich wieder normal zur Schule.

Welchen Beruf haben ihre Eltern ausgeübt?

Meine Mutter hat während des Krieges in einer Lebensmittelfabrik gearbeitet. Sie wurde dazu gezwungen. Als der Krieg anging, mussten auf einmal wieder alle Frauen arbeiten. Die Männer waren ja nicht mehr da. Das war der erste Schritt zur Gleichberechtigung, auch wenn er zwanghaft kam. Sie stellte Lebensmittel für die Soldaten an der Front her. Mein Vater war zu der Zeit an der Front.

Waren sie im BDM?

Nein, ich war erst neuneinhalb Jahre alt und das Mindestalter war 10.

Ich wäre gern dort hingegangen. Für mich sah das immer so aus, als hätten sie viel Spaß. Sie trugen auch immer sehr schöne Uniformen.

Sie wären also selbst gerne dort hingegangen?

Ja, sehr gerne. Wie gesagt, es sah für mich damals einfach so aus als hätten sie viel Spaß. Meine Freundin und ich sind immer bei den Märschen hinter dem BDM mitgelaufen und haben auch mitgesungen, weil wir einfach dazugehören wollten. Für uns war der BDM wie die Pfadfinder heute.

War ihnen damals bewusst, auf was das Ganze abzielte?

Man sprach früher nicht viel über Politik in der Familie. Um genau zu sein gar nicht, vor allem nicht mit den Kindern. Politik interessierte uns damals aber auch nicht. Für uns war das etwas für Erwachsene. Die wirklichen Hintergründe haben wir erst im späteren Alter erfahren und auch verstanden. Man konnte also wirklich sagen, dass die Propaganda ein Kind von Geburt an beeinflusst hat.

Gab es auch bei ihnen in der Ortschaft Rassenfeindlichkeit?

Ja, man merkte diese auch sehr stark. In Stettin gab es viele Polen und Juden. Sie wurden durch Städte getrieben und noch einiges mehr. Dadurch waren die Juden und Polen aber auch uns gegenüber sehr feindselig. Meine Mutter und ich bemerkten das besonders stark. Als wir nach Polen kamen, wurden wir in eine Wohnung eines polnischen Arztes einquartiert. Um uns zu schützen hatten wir einen Schäferhund auf unserem Balkon. Dies war aber nicht nur bei uns so. Es liefen auch viele Soldaten durch die Straßen um Präsenz zu zeigen.

Versuchte man ihnen zu helfen?

Natürlich tat man das, aber versteckt. Man durfte sich auf gar keinen Fall erwischen lassen. Meine Mutter half ihnen auch, indem sie Pilze und sonstige Lebensmittel von Polen abkaufte. Dadurch dass wir in der ehemaligen Wohnung eines Arztes lebten, hatten wir auch eine Hintertür, an der wir schnell und einfach die Sachen entgegennehmen

konnten. Das Ansehen meiner Mutter und meines stieg dadurch schnell bei den Einheimischen wieder.

Wie verhielten sie sich in der Öffentlichkeit gegenüber den Einheimischen?

Ich als Kind kannte, oder besser gesagt, verstand nicht die Hintergründe. Ich habe also mit Juden und Polen auf der Straße gespielt, ohne zu wissen, dass das verboten war. So habe ich also des Öfteren Schläge auf den Hintern bekommen, ohne zu wissen, warum.

Wie war die Nahrungsmittelversorgung direkt nach dem Krieg?

Nahrungsmittel gab es eigentlich schon. Man musste aber Nahrungsmittelkarten dabei haben. Die Amerikaner teilten sie zuerst im Mai 1945 aus. Ohne so eine Nahrungsmittelkarte gab es auch kein Essen. Einmal ist mir beim Bäcker meine Karte für den ganzen Monat weggeschnappt worden und ohne Karte gab es, wie gesagt, kein Essen. Unsere Familie musste fast den ganzen Monat hungern. Ich bin dann immer von Tür zu Tür gegangen und habe nach Essen gefragt. Oft hatten die Leute Mitleid und haben mir etwas gegeben.

Interview von Christian Redwitz

18 Andreas Hadinger (* 18.07.1933)

- Geb. 18.07.1933
- damaliger Wohnort: Ungarn, Dresden
- Konfession: evangelisch

Wo sind Sie geboren und wo haben Sie dann gelebt?

Mein Urururgroßvater ist in Stuttgart geboren und dann nach Ungarn ausgewandert. Ich selbst bin in Ungarn geboren und aufgewachsen. Ich fand, dass wir eine sehr schöne Kindheit hatten. Wir waren viel draußen und haben auch so viel erlebt. Am schönsten fand ich es, wenn ich mit meinem großen Bruder und dem kleinen Ochsesgespann aufs Feld fahren durfte. Aber auch die Weinlese im Herbst war immer ein sehr schönes Erlebnis. Ich hatte drei Brüder und zwei Schwestern.

Welchen Beruf übten Ihre Eltern aus?

Mein Vater war hauptberuflich Maurer. Er musste immer 3 Kilometer in das nächste Dorf zu seiner Arbeitsstelle laufen. Im Sommer arbeitete er zusätzlich als Tagelöhner um uns zu ernähren. Damals war es so üblich, dass man ein Zehntel dessen, was man auf dem Feld geerntet hat, als Entlohnung bekam. Meine Mutter organisierte sehr viel im Haushalt. Sie backte Brot, wusch die Wäsche und kochte jeden Abend für uns. Jeder hatte auf unserem kleinen Hof etwas zu tun. Sogar wir Kleinen mussten uns um einige Sachen kümmern. Als ich etwas älter war, musste ich immer die Kuh herumführen und gute Grasstellen für sie finden, damit sie satt nach Hause kam. Es war wichtig, dass die Tiere satt waren, denn sie mussten uns eben auch etwas zurückgeben.

Merkte man am Anfang des Krieges schon etwas im fernereren Ungarn?

Anfangs bemerkte man vom Krieg bei uns nicht viel. Erst 1942 kam auch das Militär in unser Dorf. Es war damals schon sehr spektakulär. Die ganze Ortschaft war voll mit Motorrädern und Autos. Bei uns gab es noch nicht einmal ein Radio, deswegen ging man auch auf die Propagandaversammlungen. So war man gespannt, was passierte. Man selbst als Volksdeutscher wurde auch von der Propaganda gänzlich mitgerissen.

Hatten Sie, da Sie im Ausland lebten, Ängste um Ihre Zukunft während des Krieges?

Wir hatten natürlich Angst um unser Leben und unsere Zukunft. Flüchtende, die auf ihrer Flucht durch unser Dorf kamen, erzählten uns, dass die Russen aus Hass gegen die Deutschen einige nach Sibirien verschleppt hatten. Wir haben lange überlegt, ob wir fliehen sollten. Letztendlich haben wir uns dafür entschieden. Es war eine schwere Entscheidung einfach alles hinter sich zu lassen. Ungefähr 30 Familien entschieden sich damals zur Flucht. Die Russen waren zu der Zeit nicht mehr weit entfernt. Man hörte schon die Kanonen. Aber trotzdem mussten wir 3 Tage am Bahnhof warten, da der Lokführer uns den Russen überlassen wollte. Der Zugführer aber, der vom deutschen Militär war, setzte den Lokführer dann so unter Druck – er setzte ihm nämlich eine Pistole an den Kopf – dass er schließlich doch losfuhr. Wir waren sehr froh, als der Zug losfuhr. Der Zug blieb aber oft stehen, ohne ersichtlichen Grund. Manchmal kamen Tiefflieger der Russen und schossen auf uns. Wir schafften es gerade so noch über die Grenze.

So haben Sie es aber doch noch geschafft?

Ja, aber wirklich auf dem letzten Drücker. Wir sind über die Grenze, da wurde der Bahnhof, an dem wir ein paar Minuten vorher noch hielten, komplett zerstört. Nach der Grenze brauchten wir noch eine Woche nach Dresden. Für uns war Dresden etwas völlig anderes. Wir kannten keine mehrstöckigen Häuser oder so große Straßen. Zu unserer Überraschung kam unser Bruder Paul nach Dresden. Er war mittlerweile beim ungarischen Militär. Wir waren mächtig stolz auf ihn, da er Unteroffizier war. Er bekam aus irgendeinem Grund Sonderurlaub und konnte uns die Stadt zeigen, anschließend ging er zum Bahnhof. Zwei meiner Geschwister begleiteten ihn. Als die Bombenangriffe an diesem Tag losgingen, war er dort. Zwei weitere Geschwister lagen im Krankenhaus, da zu der Zeit Diphtherie in der Stadt ausgebrochen war. Sobald die Bombenangriffe losgingen, rannten meine zwei Geschwister, die am Bahnhof waren, zu uns zurück in den Luftschutzkeller, in dem wir uns versteckt hatten. Meine Tante Elisabeth war zu dem Zeitpunkt mit ihren vier Kindern bei uns. Es dauerte nicht lang, da wurde unser

Haus von einer Bombe getroffen und wir mussten da raus. Während des Getümmels verloren wir unsere Tante. Meine Mutter hatte auf der Flucht ihre Tochter mit 4 Monaten auf dem Arm und ihren Sohn mit 3 Jahren an der Hand. Wir kamen dann irgendwie aus der Stadt wieder raus. Meine Tante sahen wir erst 2 Monate später. Erst da konnte sie auch ihr Kind wieder in den Arm nehmen.

Was taten Sie genau als nächstes?

Wir entschlossen uns wieder zurück nach Ungarn zu gehen. Unsere Reise in unser altes Dorf war aber auch nicht ohne. Wir hatten keine Ausweispapiere und kein Essen. Nahrung haben wir uns dann zum Teil erbettelt. Über Bayern und Österreich sind wir nach Ungarn zurück. Auf unsrem Weg durch Bayern wurden wir von Amerikanern mitgenommen und letzen Endes, da wir keine Papiere hatten, in ein Sammellager mit ungarischen Juden gesteckt. Wir gaben uns als politisch verfolgte Ungarn aus, was aber sehr gefährlich war, weil meine Mutter kein Wort Ungarisch konnte. Nach vielen Strapazen kamen wir aber endlich in unserem Dorf an.

Wie war es wieder zu Hause in Ungarn zu sein?

Wir waren erst mal froh wieder dort zu sein. Unser Vater kam auch 14 Tage, nachdem wir wieder in unserem Dorf waren, zu uns. Er war in russischer Gefangenschaft, wurde aber nach zwei Monaten freigelassen, da er körperlich zu schwach war. Trotzdem bemerkte man schnell, dass sich einiges in der Ortschaft zu früher verändert hatte. Der Kommunismus kam sehr schnell über das Land. So war unser damaliger Bürgermeister auch schon Kommunist. Wer Deutscher war, versteckte sich auch und es wurde öffentlich auch nicht mehr Deutsch gesprochen. Es wurde auch herumgezählt, dass Deutsche aus ihren Häusern geholt wurden. Als ich eines Tages in die Schule gehen wollte, sah ich 2 Polizisten und einen Mann in Zivil auf unser Haus zugehen. Ich rannte sofort nach Hause um alle zu warnen. Mein Vater konnte sich gerade noch rechtzeitig verstecken. Später versteckte sich mein Vater dauerhaft für 3 Wochen in einem Bunker. Aber alles nützte nichts. Wir wurden schließlich aus Ungarn vertrieben. Trotzdem waren alle glücklich, dass

nicht mehr passiert ist. Wir mussten so zurück nach Deutschland und kamen auch nach Franken, wo wir uns durch harte Arbeit wieder eine Existenz aufbauten.

Interview von Christian Redwitz

Die Ausgabe der Broschüre
wie auch den gesamten Lebenslauf von
Herrn Hadinger finden Sie im Internet:

<http://zz.kanweb.de>

...und auf der Website des
Werner-von-Siemens-Gymnasiums
Weißenburg (<http://wvsgym.de>)